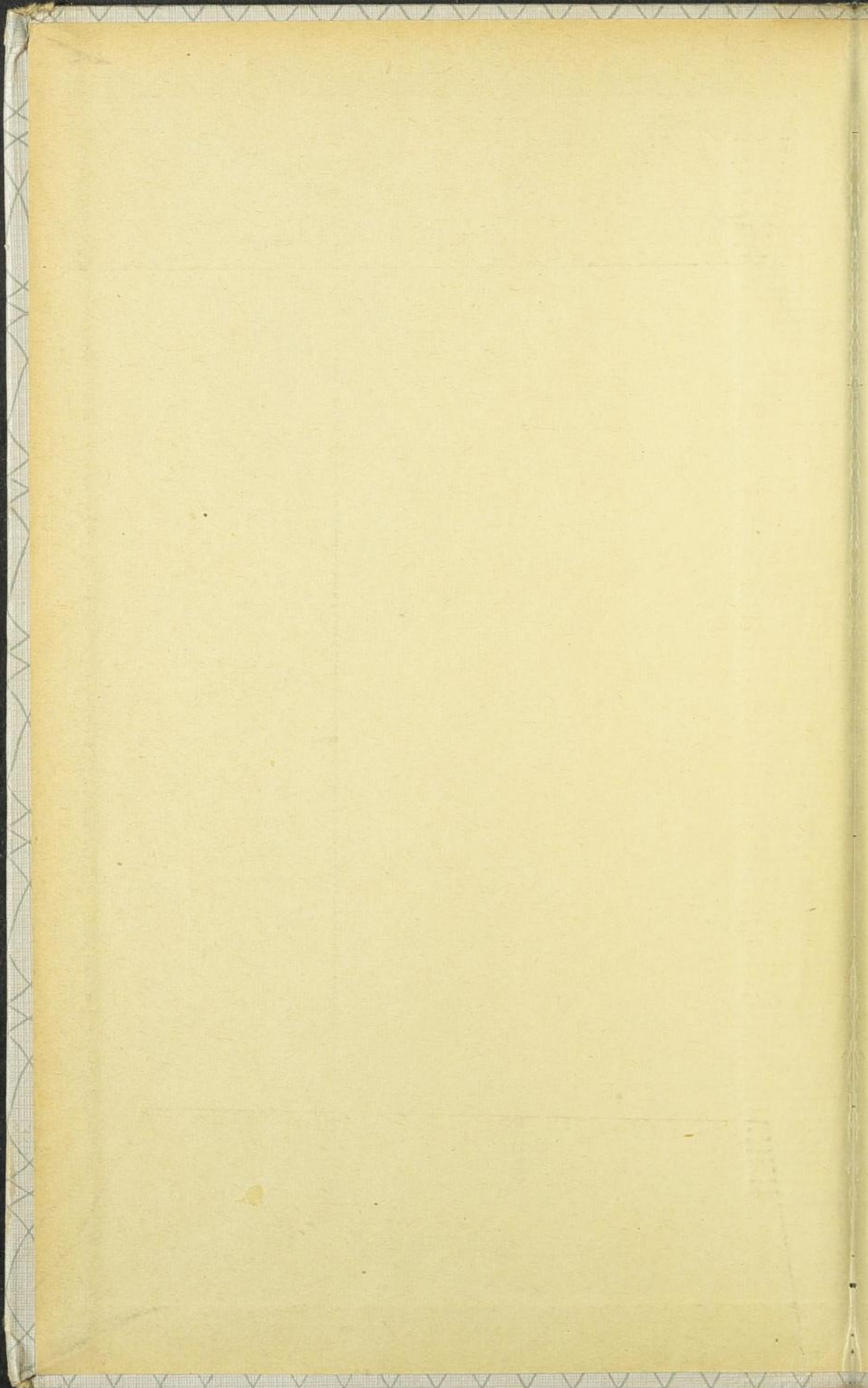


OSWALD GERHARDT

*Stationen
einer Idee*

BEHRINGS SCHICKSALSvoller WEG

*Bücher
deutscher
Kultur*



STADT
LANGE
510L



E. Mehring

O S W A L D G E R H A R D T

STATIONEN
EINER IDEE

BEHRINGS SCHICKSALSvoller WEG



WILHELM LIMPERT · VERLAG · BERLIN

(in: Bücher deutscher Kultur.)

Photos: Behring-Archiv, Marburg/Lahn (7); Dr. Croy, Berlin (2);
Deutscher Verlag, Berlin (2); Elwert, Marburg/Lahn (1); H. Maier,
Köln (1); Transocean G. m. b. H., Berlin (1)



1941 IV a 1155

Alle Rechte vorbehalten

Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin SW 68

1941

Einbandzeichnung: Willi Johannsmeier, Berlin

Druck: NS-Druck Wartheland, Posen

Verlagsnummer 41072

Ich habe ein lebhaftes Bewußtsein davon bekommen, daß, wer Großes auszuführen sich berufen fühlt, Pflichten übernimmt, die es ihm verbieten, kleinlich zu denken und zu handeln

BEHRING

AN SEINEN FREUND WERNICKE

I.

„Frau Oberin, ich muß Ihnen eine Meldung machen: die Neueinlieferung auf der Kinderstation wird die Nacht kaum überleben.“

Die Angeredete blickt bestürzt von ihrem Schreibtisch zu der eingetretenen Schwester auf: „Steht es wirklich so schlimm, Schwester Helene? Aber meines Wissens hat doch Herr Geheimrat selbst heute mittag die Tracheotomie vorgenommen?“

„Ganz recht, Frau Oberin. Der Schnitt hat dem Kinde zuerst auch Erleichterung gebracht. Doch im Laufe des Nachmittags ist eine bedeutende Verschlechterung eingetreten. Das Fieber ist wieder gestiegen; der Puls jagt und ist kaum noch zu fühlen; der Atem riecht, aus der Nase tröpfelt eitriger Ausfluß. Das Mädcl ist völlig apathisch und verweigert sogar Getränke. Es ist zu traurig, Frau Oberin.“

„So — tja — hmm, das wäre der zehnte Todesfall an Diphtherie in diesem Monat, allein bei uns. Und wir haben heute erst den Zwanzigsten“, stellt die Oberin fest.

Die Schwester rafft sich zusammen: „Wir sollten noch einen Versuch zur Rettung wagen, wenn Sie erlauben.“

„Wir können nur beten, liebes Kind“, bescheidet sie die Vorgesetzte ernst.

„Frau Oberin, ich meine etwas anderes“, erwidert die Schwester. „Ich erinnere mich, Herr Geheimrat hat kürzlich einmal davon gesprochen, daß ein Berliner Stabsarzt ein neues Mittel gegen Diphtherie entdeckt habe. Und Herr Geheimrat hat erlaubt, daß wir den Herrn Stabsarzt bei einem verzweifelten Fall holen lassen dürfen, damit er sein Verfahren anwenden kann. — Bitte, liebe Frau Oberin, lassen Sie mich den Stabsarzt rufen!“

„Jetzt noch, Schwester Helene? Es ist doch schon stockdunkel draußen. Der Herr befindet sich sicher nicht mehr in der Kaserne. Wissen Sie denn überhaupt, wie er heißt und wo er privatim wohnt?“

„Schwester Luise hat sich seinen Namen und seine Adresse aufgeschrieben. Er wohnt in Treptow, das habe ich behalten.“

„Um Himmels willen, Schwester Helene!“, entsetzt sich die Oberin. „Sie können doch von dem Herrn Stabsarzt unmöglich verlangen, daß er bei dieser Kälte, bei Schnee und Eis zu nachtschlafender Zeit durch ganz Berlin von Treptow hierher zur Ziegelstraße kommt, nur um eine höchst unsichere Sache auszuprobieren? — Ueberlegen Sie 'mal, Schwester.“

„Doch, Frau Oberin“, verteidigt sie sich, „ich bin überzeugt davon, der Herr kommt sofort, weil er auf einen besonderen Fall wartet. — Der Franz vom Hausmeister hat dienstfrei, er will gern hinfahren. Er nimmt sich eine Droschke, ich habe schon alles mit ihm abgemacht. — Bitte, sagen Sie ja! Die kleine Friedel ist das einzige Kind. Und in vier Tagen haben wir Weihnachten, Frau Oberin.“

Diese blickt eine lange Sekunde prüfend in das flehende Gesicht ihrer Schwester Helene. Schließlich nickt sie: „Jawohl, Schwester. Sie haben recht. Wir müssen tun, was menschenmöglich ist. Ich bin einverstanden.“

Mit einem hastig geflüsterten Dank huscht die Schwester zur Tür hinaus. —

*

Das Gespräch wurde am 20. Dezember 1891 in der Chirurgischen Klinik der Universität Berlin geführt. Ihr Chef war der berühmte Ernst von Bergmann, der Arzt Kaiser Friedrichs III. Damals wurden alle Diphtheriekranken wegen des meist notwendigen Luftröhrenschnittes, Tracheotomie genannt, zum Chirurgen gebracht. Der Eingriff war die „ultima ratio“ gegen den Würger der Kinder. Doch selbst die Kunst eines Bergmann konnte hier oft nicht mehr helfen.

Zwei Stunden oder deren drei nach der Unterhaltung zwischen Oberin und Stationsschwester präsentiert der Posten an der Kaserne des 2. Garderegiments zu Fuß in

der Friedrichstraße spät abends vor einem schlank gewachsenen Offizier. Seine Achselstücke kennzeichnen ihn als Stabsarzt. Er eilt mit weitausgreifendem Schritt durch die Kasernenanlagen und verschwindet in der hinterwärts angrenzenden Universitätsklinik. Dort wird er sofort auf die Kinderstation geleitet. Ein Blick auf das röchelnde, vom Tode gezeichnete Mädchen genügt ihm. Dann holt er aus seiner Manteltasche eine Injektionsspritze und ein Glasröhrchen hervor, saugt aus dem Röhrchen eine gelbliche Flüssigkeit in die Spritze und drückt mit ihr, während Schwester Helene das willenlose Körperchen in der rechten Lage hält, die unbekannte Flüssigkeit behutsam unter die Haut des Kindes.

Der Arzt richtet sich auf, atmet gepreßt und erregt, packt seine Instrumente zusammen, verharret bei der Beobachtung der kleinen Patientin, murmelt etwas von Wiederkommenwollen im Laufe des morgigen Tages und geht.

Vier Tage darauf feiern die fassungslos beglückten Eltern das schönste Weihnachtsfest ihres Lebens am Krankenbett ihres munteren, wieder genesenden Töchterchens. Und durch die Ärztekreise Berlins raunt man die Kunde: der Stabsarzt Dr. Emil Behring, Assistent am Hygienischen Institut bei Robert Koch, habe ein hoffnungslos an Diphtherie darniederliegendes Kind auf wunderbare Weise vor dem sicheren Tode gerettet.

Dies war das erstemal in der Geschichte der Medizin, daß ein sterbendes Kind buchstäblich in letzter Minute dem würgenden Zugriff der Diphtherie entrissen wurde.

*

Im gleichen Jahr 1891, dessen Weihnachtstage durch den ersten Sieg über die Diphtherie — vor genau 50 Jahren errungen — bedeutungsvoll bleiben werden, waren in der Reichshauptstadt 1279 Menschen von dieser Seuche dahingerafft worden. In ganz Preußen hatte sich die Zahl der Sterbefälle an derselben Todesursache auf 36 160 Menschen belaufen. Für das gesamte Deutsche Reich gab es damals noch keine umfassende Statistik über die Krankheitsfälle und ihren Ausgang.

Doch alle Ärzte wußten, die Diphtherie hatte sich als Todfeind der Gesundheit geradezu in den Vordergrund geschoben.

Nun waren während des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einige, früher verheerende Seuchen durch die allgemeine Besserung der sanitären Verhältnisse und durch gewisse fortschrittliche medizinische Erkenntnisse erheblich in ihrer Verbreitung eingedämmt worden. Die Pest war aus Europa fast ganz verschwunden. Edwin Jenner war mit seiner Schutzimpfung der Pocken Herr geworden. Besonders berühmt ist das Beispiel eines Ignaz Philipp Semmelweiß, Professor für Geburtshilfe an der Universität Budapest in Ungarn. Ihn hatte das Sterben der Mütter am Kindbettfieber gepackt. Niemals hat er etwas von der wahren Natur der Krankheit erfahren, von ihrer Entstehung durch einen Bazillus, da er schon 1865 starb, lange vor Entdeckung des ersten Bazillus. Dennoch hat er geholfen, indem er mit leidenschaftlicher Zähigkeit dafür eintrat, die Wöchnerin mit peinlichster Sauberkeit zu umgeben. Der von Semmelweiß gegen das Kindbettfieber durchgesetzte Grundsatz der Sterilität, der Desinfektion, rettete die Mütter. Allein ihre Kinder starben weiter an Diphtherie, in steigendem Maße.

Fragt eure Großeltern: fast alle aus ihrer Generation haben Geschwister oder Kinder durch Diphtherie verloren. Und die Ärzte standen dem namenlosen Leid machtlos gegenüber. Selbst dann noch, als eine neue Wissenschaft mit dem Mikroskop und anderen technischen Hilfsmitteln kleinste Lebewesen, Bazillen, als heimtückische Gesellen entlarvte. Das war die Bakteriologie.

Das Jahr 1878 hat man als „das Geburtsjahr der medizinischen Parasitologie“ bezeichnet, als das Geburtsjahr der Lehre von den Schmarotzern, womit jene mikroskopisch winzigen Bazillen als Krankheitserreger gemeint wurden. In eben diesem Jahre hat der Franzose Louis Pasteur sein Schule machendes Werk „Les Microbes“ veröffentlicht, unser Robert Koch seine nicht minder berühmt gewordenen „Untersuchungen

über die Ätiologie *) der Wundinfektionskrankheiten“. Ihre Ergebnisse hat der Engländer Joseph Baron Lister auf ein Spezialgebiet der Medizin angewendet, indem er die „antiseptische Wundbehandlung“ lehrte. 1882 gelingt dann Robert Koch die fundamentale Entdeckung des Tuberkelbazillus. Zwei Jahre darauf findet Friedrich Löffler, Stabsarzt in Berlin, nachmals Professor der Hygiene an der Universität Greifswald, den Diphtheriebazillus. Und damit hat die forschende Wissenschaft den Punkt erobert, von dem aus sie zum Gegenangriff vorgehen kann. Ihre Position wird noch stärker, als im Jahre 1888 der französische Arzt Emile Roux das Gift dieses Bazillus ermittelt und isoliert darstellt, das Gift, das bei Mensch und Tier die Krankheitserscheinungen der Diphtherie hervorruft. Da tut der deutsche Stabsarzt Emil Behring den genialen Schritt vom Erkennen zum Heilen.

Durchdrungen von der Richtigkeit des Grundsatzes, daß es leichter sei, Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen, sucht er anfänglich nach derart wirksamen Mitteln; und zwar nach Mitteln, welche den Körper vor dem Befall von Krankheiten zu schützen geeignet wären; nach Mitteln also, die vorbeugend desinfizieren können. Mit dieser Suche beginnt er bereits vor der Entdeckung des ursächlichen Zusammenhangs zwischen Bakterien und Krankheiten durch Koch, vor der Entdeckung des Tuberkelbazillus. Er geht von der mittlerweile wissenschaftlich aufgeklärten Erscheinung der Fäulnis toten tierischen Gewebes aus, hervorgerufen durch bestimmte Spaltpilze. In einem erhalten gebliebenen Briefentwurf vom 22. Dezember 1881, niedergeschrieben in einem Berliner Hotel, hat Behring seine damaligen Gedankengänge anschaulich zu Papier gebracht. Darin legt er sich u. a. die Frage vor, wie „todtes thierisches Gewebe vor Fäulniß geschützt werden kann?“ Eine seiner Antworten lautet: „Dadurch, daß man es zur ungeeigneten Nährsubstanz für Spaltpilze macht (Geräucherter Schinken).“ Diesen Vergleich führt er näher aus: „Ein prägnantes Beispiel“, so schreibt er, „bietet die Räucherung des Schinkens: Schinken ist eine fäulnißfähige Substanz.“

*) Ätiologie = Lehre von den Krankheitsursachen.

Der Vorgang des Räucherns im Rauchfang besteht

- a) in der Einwirkung einer Temperatur von kaum 40°C ;
- b) in Wasserverdunstung mäßigen Grades;
- c) in der Einwirkung von Phenol, das sich beim Verbrennen des Holzes bildet und mit dem Rauch entweicht.

Dieser Vorgang ist geeignet, nicht bloß während des Räucherns Fäulniß zu verhüten, sondern noch lange nachher den Schinken fäulnißunfähig zu machen. Denn hier ist es augenscheinlich, daß die Spaltpilze, welche ja freien Zutritt haben, nicht getötet werden, daß vielmehr der Schinken eine Umänderung eingegangen ist, die ihn fäulnißunfähig macht.“

Jahrelang sucht er nun nach Mitteln, um lebendes tierisches Gewebe in ähnlicher Weise zu konservieren, vor den Einwirkungen der Spaltpilze, der Bakterien und der Bazillen, zu schützen. Er glaubt, im Jodoform ein solches Mittel gefunden zu haben. Um das Jodoform kreisen seine ersten experimentellen Forschungsarbeiten, seine ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Und er kommt zu der Überzeugung, das Jodoform beeinflusse nicht die Infektionserreger selbst, sondern bewahre das Gewebe vor ihren Giften, wie das Räuchern den Schinken dagegen schütze.

Im Verlaufe seiner Forschungen wie seiner praktischen Tätigkeit als Arzt drängt sich Behring dabei die Beobachtung als hervorragend wichtig auf, daß manche Menschen stark genug sind, eine Infektionskrankheit, also eine Schädigung durch eingedrungene Bazillen, sogar von sich aus zu überwinden. Das haben schon vor ihm alle Ärzte zu allen Zeiten festgestellt. Aber ihm und nur ihm allein unter Tausenden von Ärzten verdichtet sich diese Beobachtung zu der quälenden Problemfrage: Mit welchen Kräften gelingt es bisweilen der Natur, eine von Bakterien herbeigeführte Krankheit zu heilen? Kann man diese Kräfte nicht heben, kann man sie nicht unterstützen, daß sie die Krankheit immer ausheilen?

Jawohl, man kann es, lautet die Antwort. — „Blut ist ein ganz besonderer Saft.“ Mit dem Gothewort

schließt in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift Nr. 49 vom 4. Dezember 1890 eine Veröffentlichung, betitelt „Über das Zustandekommen der Diphtherie-Immunität und der Tetanus-Immunität bei Thieren“. Sie verkündet erstmalig vor dem kritischen Forum der Wissenschaft: das Rätsel ist gelöst. Zellenfreies Blutwasser, Serum genannt, kann giftzerstörende Eigenschaften erlangen, welche z. B. Diphtheriegift oder Tetanusgift (Wundstarrkrampfgift) zerstören, unschädlich machen. Dann nämlich, wenn das betreffende Tier vorher eine Infektion mit Diphtherie oder mit Tetanus überstanden hat. Die Verfasser der Arbeit, der Stabsarzt Dr. Emil Behring, und sein japanischer Kollege Dr. Shibasaburo Kitasato, waren nach jahrelangem Forschen, nach einer schier endlosen Reihe unzähliger Tierversuche zu dem Aufsehen erregenden, bahnbrechenden Ergebnis gekommen.

Zwar sagen sie gegen Schluß ihres Aufsatzes: „Wir unterlassen es an dieser Stelle, aus unseren Resultaten diejenigen Konsequenzen zu ziehen, die auch für die Behandlung des diphtheriekranken und des tetanuskranken Menschen nützlich werden können“, — aber zwischen den Zeilen klingt es deutlich hervor: die Rettung des Menschen, namentlich des diphtheriekranken Kindes, ist das große Ziel. Und in einem acht Tage später in derselben Zeitschrift von Behring allein veröffentlichten Aufsatz „Untersuchungen über das Zustandekommen der Diphtherie-Immunität bei Thieren“ spricht er es auch ganz offen aus. Er erklärt, daß und auf welche Weise er Meerschweinchen und Kaninchen, die mit Diphtheriebazillen krank gemacht wurden, durch bestimmte Chemikalien wieder gesunden könne, hebt jedoch zugleich hervor, daß diese Chemikalien beim diphtheriekranken Menschen nicht helfen! — „Ich betone“, schreibt er an der Stelle, „daß ich für den Menschen noch kein Diphtherieheilmittel habe, sondern erst danach suche.“

Aber die große Idee hat ihn gepackt, die Idee: Du mußt die Menschheit von einer Seuche befreien! Sie läßt ihn nicht mehr los, bis zu seinem letzten Atemzug nicht mehr. Das Suchen danach, seine Idee zu verwirk-

lichen, wird zu einem heroischen Ringen, das ein Jahr nach ihrem ersten Schritt in die Öffentlichkeit, das mit dem 20. Dezember 1891 beginnt.

*

Am folgenden Sylvesterabend sitzen in Berlin-Treptow, Treptower Chaussee 8, erste Etage, vom Volksmund „Villa Emma“ genannt, drei Menschen beisammen, um den Anfang eines neuen Monatsreigens zu begrüßen. Zwei von ihnen sind Geschwister, Bruder und jüngere Schwester, wie man ohne weiteres erkennt. Emma, die letzte aus einem runden Dutzend Kinder des August Georg Behring, weiland Dorfschulmeister in Hansdorf, war ihrem „großen Bruder“ Emil aus der westpreußischen Heimat in das weltstädtische Berlin gefolgt. Hier führt sie ihm wendig und geschickt den Junggesellenhaushalt und bemuttert ihre „beiden Männer“, den Bruder und seinen Studienfreund, jetzt Stabsarzt wie jener, Dr. Erich Wernicke geheißen, der ein häufiger Gast ist. Auch diesmal ist er der Dritte im Bunde.

Die Gaslampe summt. Die zwei Herren haben es sich bequem gemacht, sie rauchen, sie knabbern Plätzchen vom Weihnachtsgebäck und schweigen. Nach einer Weile legt die Hausherrin mit einem hörbaren Ruck die Handarbeit beiseite und unterbricht mit ihrem harten, noch nicht berlinisch gefärbten, ostdeutschen Tonfall die Stille: „Nun sagt 'mal, weshalb döst ihr beide ausgerechnet diesen Abend so miesepetrig vor euch hin? Das wirkt ja beinahe ansteckend. Dabei habt ihr gar keinen Grund dafür, wo der erste Schritt getan ist, berühmt zu werden.“

„Berühmt zu werden? — Nanu, wieso das denn?“ fragt der eine zurück.

„Furchtbar einfach: Halb Berlin spricht davon, daß du neulich in der Ziegelstraße ein kleines Mädchel vor dem sicheren Diphtherietode bewahrt hast. Du hast das Heilmittel erfunden und dein Freund Erich hat dir geholfen.“

„Du vergißt den Kitasato bei der Verteilung deiner Lorbeeren“, wirft der Bruder spöttisch ein.

„Schön, den Japaner lass' ich auch noch gelten“, stimmt Emma Behring zu. „Und nun frisch und mutig

voran auf dem begonnenen Wege! Ich denke, das wäre Grund genug, ein neues Jahr mit etwas freundlicheren Gesichtern zu beginnen.“

„Ich habe noch lange keinen Anlaß“, brummt Behring unwillig, „von meinem Erfolg überzeugt zu sein.“

„Aber dein Serum hat doch geholfen. Das weiß jedes Kind und jede Putzfrau in der Bergmannschen Klinik“, behauptet die Schwester.

„Ja, einmal. — Einmal ist keinmal.“

„Unsinn! — Wenn dies eine Mal ein äußerst schwerer Fall war, dann bedeutet es sehr wohl etwas, geholfen zu haben“, verteidigt Emma Behring mit der Hartnäckigkeit einer Frau ihren Standpunkt. „Du mußt nun deine Erfindung bloß öfters zur Verfügung stellen.“

„Von ‚Erfindung‘ kann leider nicht die Rede sein“, wirft Behring bissig hin und mißt mit vier, fünf langen Schritten die Stube aus.

„Da kann ich nicht mehr mit“, verzweifelt die Schwester.

„Das will ich Ihnen erklären, Fräulein Emma“, mischt sich Wernicke ein. „Sehen Sie, wir arbeiten...“

„Was heißt: ‚Wir‘?“ unterbricht sie ihn. „Neulich sagten Sie, daß Sie keinerlei Anteil an Emils Arbeiten hätten.“

„Das stimmt nicht ganz wörtlich. An der Entdeckung des Heilserums und der Blutserum-Therapie habe ich freilich keinen Anteil. Doch bei der Vervollkommnung und Ausgestaltung seiner neuen Lehre helfe ich ihm, so viel ich kann. — Nun also, — wir arbeiten meistens mit Meerschweinchen und Kaninchen, wie es Ihr Bruder und Kitasato schon seit Jahren getan haben. Die Meerschweinchen brauchen wir für die Gewinnung des Diphtherie-Heilserums und die Kaninchen für das Heilserum gegen Tetanus, gegen den furchtbaren Wundstarrkrampf. — Sie werden zugeben: beide Tiere sind im Verhältnis zum Menschen sehr klein. Ein Kind von fünf, sechs Jahren wiegt mindestens das Vierzigfache vom Gewicht eines Meerschweinchens, wenn nicht noch mehr. Angesichts einer Zahl von jährlich 60—70 000 Diphtheriefällen allein in Deutschland wären auf der ganzen Welt nicht so viel Meerschweinchen aufzutreiben, um nur

diese Kinder alle mit genügend Heilserum zu behandeln, von den Kindern in anderen Ländern ganz zu schweigen. — Das können Sie sich wohl vorstellen?“

„Gewiß kann ich das“, erwidert die aufmerksame Zuhörerin. „Aber Sie haben mir doch einmal erzählt, daß Geheimrat Koch euch im Sommer einen algerischen Hammel für eure Versuche überlassen hätte, den er wegen der Futterkosten hatte abschaffen wollen?“

„Habe ich Ihnen das erzählt? — Freilich, das ist richtig. Und nachdem der eine gleichsam als Leithammel voranmarschiert war, haben wir beide, Emil und ich, uns vor ein paar Monaten noch etliche brave Mähschafe dazugekauft. Sie fressen zwei Drittel des Stipendiums von monatlich 150 Mark auf, das der preußische Kultusminister Ihrem Bruder für seine Forschungen bewilligt hat. Doch sie bewähren sich ganz gut. Sie sind empfänglich für Diphtherie und erzeugen als Gegengift das Heilserum. Mit Hammelserum ist auch das todkranke Mädchen in der Bergmann'schen Klinik geheilt worden. Indessen sie genügen ebenfalls noch nicht. Schafe sind auf weitere Sicht gesehen für den voraussichtlichen Serumbedarf immer noch zu kleine Tiere. Und vor allem ist unser Heilserum bisher nicht konzentriert genug. Im Verhältnis zum tierischen Blutwasser, zum tierischen Serum, das ja dem Kranken eingespritzt werden muß, enthält es zu wenig von dem wirksamen Gegengift. Die Dosis ist also im ganzen für den Menschen zu groß und wird daher mitunter schlecht vertragen. Und das ist der dickste Haken bei der Geschichte“, schließt Wernicke seinen gelehrten Vortrag.

Emma Behring ist kein Wörtchen entgangen. Dafür war sie zu sehr Schwester, zu sehr von der Bedeutung ihres Bruders durchdrungen. Sie überlegt einen Augenblick und fragt: „Habt ihr eigentlich Koch 'mal um seinen Rat gebeten? Was hält denn der von der Sache?“

Wernicke macht ein etwas verlegenes Gesicht: „Koch hat Ihrem Bruder geraten, sich an die Industrie zu wenden.“

„Das ließ sich denken“, triumphiert Emma, „wo er selbst es mit seinem Tuberkulin genau so gehandhabt hat. — Das kannst du doch auch tun, Emil!“

„Wie kann ich das?!“, braust der Bruder auf. „Du vergißt, daß ich Offizier bin, daß ich Stabsarzt bin! Ich darf mich niemals mit der Industrie in Geschäfte einlassen.“

„Dann schlage dem Staat vor, daß er dir eine Serumfabrik errichten soll. Der muß ein Interesse an dem medizinischen Fortschritt haben, den deine Entdeckung herbeiführt.“

„Der Staat hätte vielleicht ein Interesse an einer Erfindung, die fix und fertig vorliegt. Wenn ich ihm haargenau beweisen könnte“, wägt Behring seine Worte ab, „daß ich mit so und so viel Kubikzentimeter meiner Sera jeden diphtherie- oder jeden tetanuskranken Menschen bestimmt heilen kann, dann wird er möglicherweise einen solchen Vorschlag in Erwägung ziehen. Doch daran fehlt noch zweierlei.“

„Den einen Mangel hat mir Wernicke eben auseinandergesetzt. Und was fehlt außerdem?“ will die Schwester wissen.

„Die Zuversicht...“

„Die Zu-ver-sicht?!“ — Emma Behring erschrickt aufs höchste.

„Jawohl, die Zuversicht. Das heißt: die absolute Gewißheit, daß meine Blutserum-Therapie in jedem Fall gegen Diphtherie und gegen Tetanus beim Menschen hilft. Auf diese große Bewährung allein kommt es an.“ Behring betont jede Silbe, als er den Satz ausspricht.

Die Schwester forschet in seinem Gesicht. Sie will etwas fragen, sie findet die rechte Wendung nicht. Sie fühlt, daß sie den Bruder im Augenblick weniger denn je durch einen falschen Zungenschlag verletzen darf. Da kommt er ihr zuvor: „Damit du mich recht verstehst, Emma: Innerlich habe ich die Zuversicht und bin von der Gewißheit überzeugt, voll und ganz. Ich kann sie nur nicht jedem objektiv beweisen.“

Emma Behring atmet hörbar auf. — „Und was soll fortan geschehen?“, fragt sie gespannt.

„Was bis jetzt geschehen ist: wir werden weiterarbeiten“, antwortet der Gefragte ohne Pathos. „Wir werden geduldig und planvoll Versuch an Versuch reihen, vielleicht einige hundert, vielleicht tausende, bis wir wissen: es ist geschafft.“

„Hast du eine ungefähre Vorstellung, wie lange das dauern wird?“, fragt sie weiter.

„Ein Jahr oder zwei oder auch drei. — Wenn man eine große Aufgabe anpackt, weiß man niemals vorher, wann man sie gemeistert hat.“ — Wernicke bekundet seine Zustimmung zu den Worten des Freundes.

„Aber du wirst es erreichen, Bruder.“ Die Schwester gibt ihm die Hand mit einer natürlichen, selbstverständlichen Geste, ohne Ziererei.

„Darauf kannst du dich verlassen, Emma. Noch müssen wir vorsichtig sein. Man kann an kranken Menschen nicht herumexperimentieren. Doch nach ein, zwei Jahren, wenn zahllose Tierversuche auf jede kleinste Nebenfrage erschöpfend Antwort gegeben haben, wenn hundert, wenn erst zweihundert oder noch mehr kranke Kinder nach vorsichtiger Behandlung durch mein Serum geheilt worden sind, dann darf ich sagen und dann werde ich sagen: die Diphtherie ist besiegt, ist ein überwundener Feind. Und die Stunde kommt bestimmt!“ — Emil Behring schließt mit felsenfester Gewißheit in der Stimme die Erörterung.

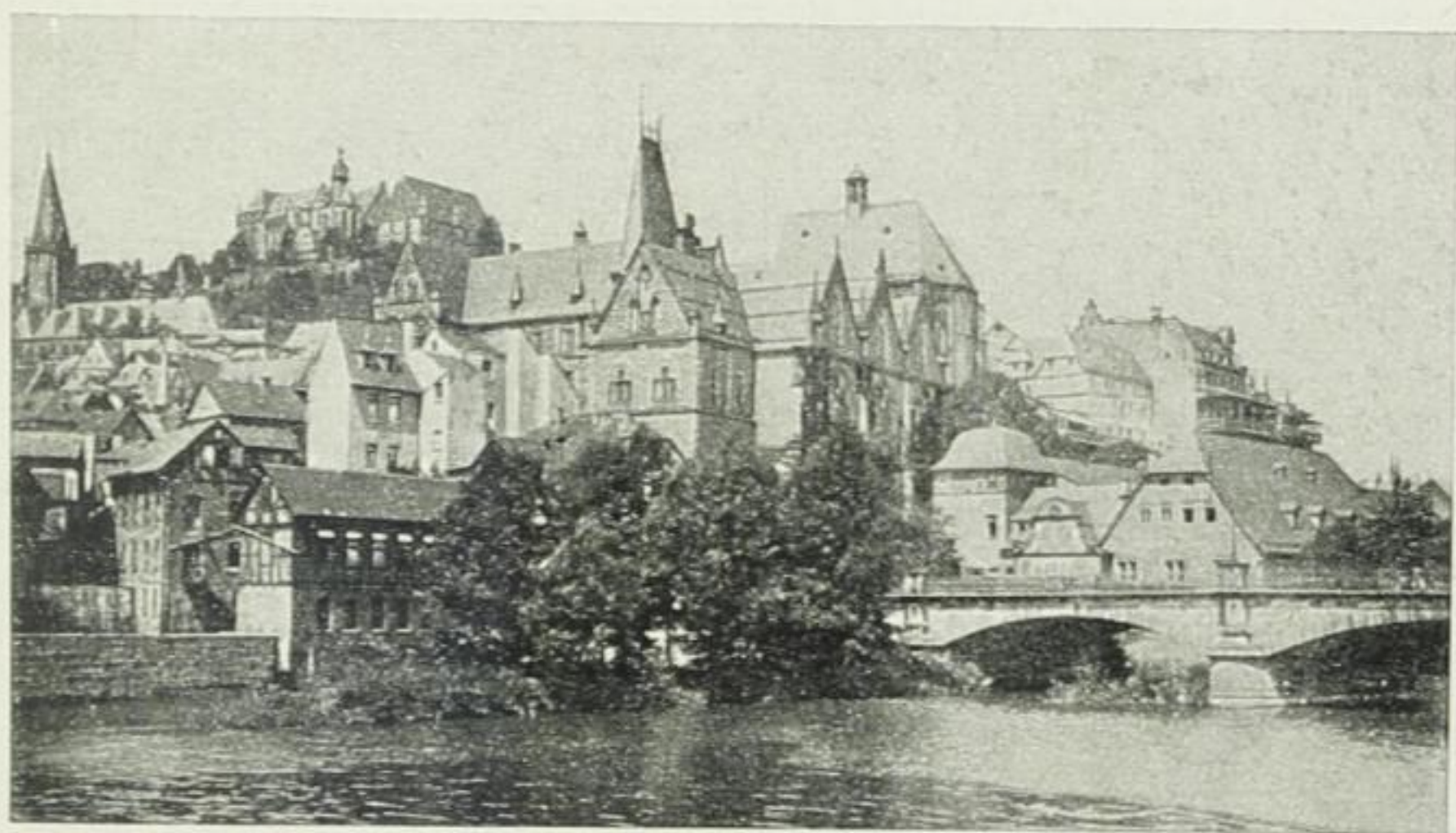
Die letzte Silbe schwingt eine Sekunde im Raume nach. Dann sieht das Mädchel die beiden Freunde blanken Auges an. „Gut, Jungens“, fällt sie in den Ton aus Kindertagen zurück, „ich hole jetzt den Glühwein. In wenigen Minuten läuten die Glocken das neue 1892 ein. Auf eure Zuversicht wollen wir in seiner allerersten Stunde gläubig anstoßen!“

II.

„Wiesbaden, den 9. IV. 92.“

„Lieber guter Wernicke, soeben habe ich Deinen Brief bekommen. Nun lass' aber endlich solche Schlußbemerkungen sein ‚wenn ich Dir nicht mehr leiste‘ u. Ä. Du kannst ganz sicher glauben, daß ich auch nicht ganz undankbar und unempfindlich für Freundestreue bin.“

„Du weißt, ich versuche, mir und anderen so wenig wie möglich etwas vorzumachen; aber gelegentlich darf



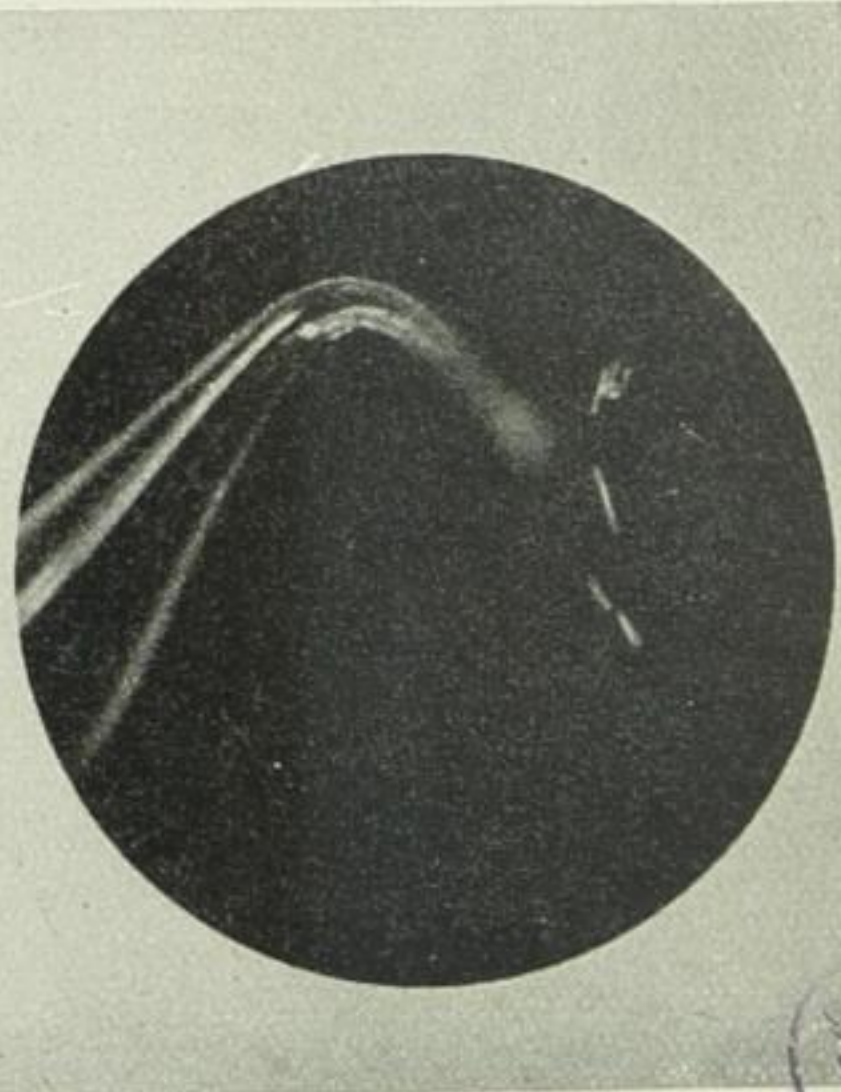
„Das vielgepriesene ‚Lahn-Athen‘“: Marburg a. d. Lahn mit Philipps-Universität
und Landgrafenschloß



„Hier wird großzügig geforscht“: Das durch Behring errichtete „In-
stitut für experimentelle Therapie“ auf dem Marburger Schloßberg



„Während der Berliner Kampfzeit“: Behring und sein getreuer Bursche Hermann Scholz mit den einfachen Instrumenten jener Zeit



Welch ein technischer Fortschritt in 50 Jahren!: Dieser sinnreich konstruierte Apparat, „Mikromanipulator“ genannt, ist eine Bazillenfalle. Durch den dünnen Schlauch, der in einem Glasröhrchen mit haarfeiner Spitze endet, wird unterm Mikroskop ein einziger Bazillus angesaugt. Er wird der Stammvater einer Bazillen-Reinkultur

LANDES-
BIBLIOTHEK

ich doch sagen, daß ich in jeder Beziehung, was mein ist, auch als Deinige betrachte, freilich auch umgedreht. Nur mußt Du mir die Paar Jahre, die ich noch als allenfalls arbeitsfähiger Mensch vor mir habe, ein bißchen die Führung lassen. Später kannst Du wirtschaften mit dem Unsrigen, wie Du willst, und hoffentlich recht viele, viele Jahre.

„Übrigens gehen acceptable Anerbietungen von verschiedenen Seiten, chemischen Fabriken etc., ein, die sich mit der Herstellung unserer Heilkörper im Großen abgeben möchten. U. a. muß ich Anfangs k. Woche zu Meister, Lucius & Brüning nach Höchst (die berühmten Farbwerke, die jetzt freilich auch ‚Tuberkulocidin‘ fabriciren). Der Direktor wollte nach Berlin zu Verhandlungen mit uns kommen. Da ich aber so eine Fabrik gern mal ansehe, will ich ihm schreiben, daß ich dorthin herauffahre.

„Auch Fresenius wäre bereit, die Sache zu machen, und das hätte am meisten für sich; daher das Hineinziehen des Frank in die Tetanuserbeit.

„Wenn wir die Prüfung des Diphtherieheilserums publiciren, darf ich wohl voranstellen: ‚mit der Einwilligung von St. A. Wernicke‘?

„Was die Immunisirungsversuche betrifft, so ist ganz selbstverständlich, daß solange jede Behandlung (der Hammel) ausgesetzt wird, als auch nur die Spur einer Reaction oder Gewichtsabnahme da ist.

„Herzliche Grüße

Dein Behring.“

Eine Entscheidung steht vor der Tür. Der Brief — einer der unzähligen Briefe Behrings an Freund Wernicke —, spiegelt eine gewisse innere Zerrissenheit bei Behring wider. Das letzte Vierteljahr hatte ihm jäh einen Hemmschuh vor den Gedankenflug geworfen, der ihn aus drängender Arbeit herausgerissen hatte: Behring war ernstlich krank geworden. Seine innere Rastlosigkeit, die Folgen gehäufte Nachtarbeit und die ständig bohrende Sorge um die Zukunft seiner großen Idee hatten seine Gesundheit und Schaffenskraft erschüttert. Ein Nerven-

zusammenbruch, dazu unerträgliche neuralgische Schmerzen und eine nervöse Erkrankung seines linken Auges waren als Warner aufgetreten, die nicht überhört werden durften. Bereits Ende Januar hatte er sich deshalb auf vernünftiges Zureden seiner Schwester nach Wiesbaden begeben, wo er sich der Behandlung eines ihm bekannten Spezialarztes anvertraut hatte. Sein getreuer Ekkehard Erich Wernicke war als Statthalter seiner Interessen in Berlin geblieben.

Als solcher hatte es Wernicke, der damals zum Hygienischen Institut der Universität Berlin abkommandiert war, bestimmt nicht leicht. Jeden zweiten oder dritten Tag traf ein Brief Behrings ein mit einem Wunsch, mit einer Bitte, mit dem Ausdruck irgendeiner quälenden Besorgnis. Bald mußte ihm Wernicke Strümpfe und Taschentücher, bald Oberhemden und einen Frackanzug nachschicken, bald mußte er ihm Bücher oder Zeitschriften besorgen. Ein andermal peinigte den Kranken die Schwierigkeit der Bezahlung einer hohen Schneiderrechnung. Oder er regte sich über Reibereien mit Kollegen am Institut für Infektionskrankheiten auf, wo seit dessen Gründung, seit vergangenem August, sein Arbeitsplatz war. Dann mußte Wernicke vor dem berühmten Chef des Instituts, vor Geheimrat Koch, die nicht immer leicht zu verteidigenden Belange seines Freundes vertreten. Und fast jeder Brief — selbst die meisten flüchtigen Kartengrüße machten keine Ausnahme — handelte obendrein, manchmal nur mit ein, zwei Sätzen, manchmal aber seitenlang, von ihrer gemeinsamen Arbeit, von der Vervollkommnung der Heilserum-Gewinnung gegen Wundstarrkrampf und gegen Diphtherie. Neben seiner eigenen Berufsarbeit, neben seiner „Statthalter-Eigenschaft“ mußte Wernicke die Versuchstiere, die Meerschweinchen, die Kaninchen und die Hammel, betreuen, er mußte sie füttern, mußte sie mit Bazillenkulturen impfen, mußte sie beobachten und die Beobachtungen sorgfältig notieren, er mußte laufend dem Freund darüber Bericht erstatten. Glücklicherweise fand er für diese Arbeiten eine unerwartete, aber liebend gern angenommene Unterstützung: seine Braut Meta Füh, ein Kind vom Lande, legte tapfer bei der vielseitigen Behandlung

all der Vierbeiner mit Hand an und verstand es so, die bisweilen auftretende Verdrießlichkeit ihres Verlobten heiter hinwegzuscherzen.

Wenn das noch die ganze Last gewesen wäre, die Erich Wernicke in den Monaten zu tragen gehabt hätte. Zweierlei kam hinzu. Unmittelbar trat an ihn von mehreren Seiten, namentlich aus der von Bergmann'schen Klinik, das immer hartnäckiger werdende Verlangen einiger Ärzte heran, doch endlich Diphtherieheilserum abzugeben, um weitere Heilungsversuche an kranken Kindern vorzunehmen. Das aber lag nicht in der Absicht der beiden Freunde. Sie waren sich im Bewußtsein ihrer Verantwortung darüber klar geworden, erst dann planmäßige Heilbehandlungen am Menschen zuzulassen und durch Hergabe von Serum zu ermöglichen, wenn sie des Erfolges ganz sicher sein würden, wenn sie ein genügend starkes Serum gewonnen hatten. Und immer wieder und wieder ermahnte Behring seinen Freund in Berlin brieflich, fest bei diesem Entschluß zu bleiben. Er ging so weit, ihm am 30. März zu schreiben: „Du brauchst ja bloß zu sagen, daß ich die Abgabe von Serum zu Versuchen an Menschen mir vorbehalten habe und daß ich es gegenwärtig nicht für opportun halte, Versuche an Menschen zu machen. Erkläre mich für einen eigensinnigen, unberechenbaren, meinetwegen auch für einen verrückten Menschen. Aber füge hinzu, daß Du einige Rücksicht jetzt in dem wichtigsten Stadium unserer gemeinsamen Arbeit auf meine Wünsche nehmen müßtest.“ —

Mittelbar und zweitens trug Wernicke schwer an der zur Unzeit ausgebrochenen Krankheit des Freundes, dessen genialer Führung er sich anvertraut hatte. Die Nachrichten aus Wiesbaden ließen erkennen, daß nur allmählich, nur schrittweise, unterbrochen von manchem Rückfall, eine Besserung im Gesundheitszustand Emil Behrings Platz greifen wollte. Die Nachrichten waren häufig von einer erschreckenden seelischen Niedergeschlagenheit durchzittert. Und jedesmal legte sich Wernicke ebenso erschrocken die bange Frage vor: Was soll werden, wenn Behring seine volle Gesundheit und Arbeitsfähigkeit nicht wiedererlangen würde? Welche Unsumme an Fleiß und Gedankenfülle wäre dann ver-

geblich für die Lösung eines großen Problems eingesetzt gewesen, vom Gelde einmal abgesehen?

Doch gewiß, auch die finanzielle Seite ihrer Lage war sorgenvoll, war geradezu kritisch genug geworden. Seit fünf Vierteljahren hatten Behring und Wernicke fast ihre gesamten Geldmittel, fast ihre gesamten Einkünfte in die Tierversuche gesteckt. Sie hatten sogar — als Offiziere! — Schulden gemacht, so daß Behring in Wiesbaden das Anerbieten eines Leipziger Verlegers ernsthaft in Erwägung zog, sich durch Abfassung eines medizinischen Lehrbuchs — zusammen mit Wernicke — einige tausend Mark zu verdienen; einen Vorschlag, den letzterer aus sachlichen Gründen ablehnte, um eine Zersplitterung der Kräfte zu verhindern. Allein einen Ausweg aus der Geldverlegenheit fand auch er nicht, zumal Behrings dringend notwendiger Aufenthalt in Wiesbaden ebenfalls fühlbare Kosten verursachte.

Da endlich schien dieser Brief vom 9. April einen verheißungsvollen Lichtblick anzudeuten. Im selben Atem, mit dem Behring den Freund seiner Dankbarkeit versichert, mit dem er dem Pessimismus über seine zukünftige Arbeitsfähigkeit Ausdruck gibt, mit dem er eine Verhaltensmaßregel für einen Tierversuch schreibt, im selben Atem erzählt er fast flüchtig und nebenbei: „Übrigens gehen acceptable Anerbietungen von verschiedenen Seiten, chemischen Fabriken etc., ein, die sich mit der Herstellung unserer Heilkörper im Großen abgeben möchten.“

Sofort stürzt Wernicke in die Telefonkabine des Instituts. Er dreht stürmisch die Kurbel. Viel zu lange dauert es dem Ungeduldigen, bis eine Stimme sagt: „Hier Amt.“ Fast schreit er die Nummer in den Apparat: „Bitte Nummer 375 Amt Treptow.“ — Schließlich meldet sich das Caférestaurant „Zum Treptower Schloßchen“. Er fragt: „Fräulein Hildegard, sind Sie da? — Ach, hier spricht Wernicke, Stabsarzt Wernicke. Sie kennen mich doch? — Wären Sie so liebenswürdig, eben 'mal die paar Schritt zur Villa Emma herumspringen und Fräulein Behring eine Bestellung auszurichten? Ja, wären Sie so freundlich? — O vielen Dank, herzlichen Dank. Sagen Sie doch Fräulein Behring, ihr Bruder hätte heute ge-

schrieben, etwas sehr Wichtiges. Ich käme heute abend zu ihr, um ihr den Brief zu zeigen. Wenn Fräulein Behring fragen sollte, was los sei, sagen Sie nur: Die Industrie hätte sich gemeldet! — Jawohl, die Industrie. Nein, das genügt, Fräulein Behring weiß dann Bescheid. — Ich danke Ihnen nochmals, Fräulein Hilde.“

Als der aufgeregte Wernicke die Kabine verläßt, brummt er ein paarmal vor sich hin: jetzt muß es klappen, jetzt muß es klappen!

*

„Übrigens gehen acceptable Anerbietungen von verschiedenen Seiten, chemischen Fabriken etc., ein,...“ — die Worte enthielten allerdings eine sanfte Übertreibung. Denn vorläufig war, von „verschiedenen Seiten“ ganz zu schweigen, gar kein fest umrissenes Angebot, sondern nur eine einzige industrielle Anfrage mit wenigen Zeilen eingegangen. Allein die Zeilen waren auf dem imponierenden Briefbogen der Farbwerke vorm. Meister, Lucius & Brüning in Höchst am Main geschrieben. Sie lauteten:

„Höchst a. M., den 6. April 1892.

„Herrn Stabsarzt Dr. Behring, Berlin.

„In der Deutschen medicin. Wochenschrift finde ich ein Referat über Ihre (mit Herrn Wernicke ausgeführte) Untersuchung betr. Immunisirung und Heilung von Versuchsthieren bei der Diphtherie. Diese Abhandlung interessirt mich außerordentlich, weil sie die Aussicht eröffnet, die Diphtherie zu bekämpfen. Da die von Ihnen erwähnte Calciumverbindung zugänglich wäre, so erlaube ich mir ganz ergebenst anzufragen, ob es Ihnen opportun erscheint, daß wir uns mit der Sache befassen, und bin ich gerne bereit, in diesem Falle behufs näherer Besprechung der Angelegenheit nach Berlin zu kommen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Laubenheimer.“

Seit vierundzwanzig Stunden hat Behring das Schreiben in der Hand. Längst kennt er seinen kurzen Wortlaut auswendig. Aus dem Adreßbuch hat er festgestellt, daß Dr. August Laubenheimer, Chemiker, einer der Direk-

toren der Höchster Farbwerke ist. Über die vom ihm hervorgehobene „Calciumverbindung“, die dem Chemiker besonders imponiert zu haben schien, hat er gelächelt. In dem Punkte muß offenbar Dr. Laubenheimer das herangezogene Referat mißverstanden haben. Doch das ist Nebensache. Die Anfrage, die Anfrage einer Weltfirma ist die Hauptsache. Er denkt an seine Schwester Emma, er entsinnt sich des wohlgemeinten Rates seines verehrten Lehrers Koch, er malt sich aus, daß Wernicke sich freuen wird, „sein briefeschreibender Verlobter, Freund und Berather in allen Nöthen“, wie er ihn kürzlich einmal titulierte hatte.

Gut, daß ihn die Anfrage gerade hier in Wiesbaden erreicht hat. Angesichts der kurzen Entfernung bis Höchst könnte sich ihm leicht die Möglichkeit bieten, einen persönlichen Eindruck von dem Unternehmen zu gewinnen. Das würde entschieden seinen Entschluß erleichtern. In der Überlegung antwortet er postwendend unter dem 9. April:

„Herrn Dr. Laubenheimer, Hochwohlgeboren,
mit der ergebensten Erwiderung auf das sehr gefällige Schreiben vom 6. d. Ms., welches mir nach Wiesbaden nachgeschickt wurde, daß ich bei Gelegenheit meines Aufenthaltes hier den Wunsch hätte, einiges von den Farbwerken und seinem Hauptbetriebe ansehen zu dürfen. Wenn dieser Wunsch dadurch erfüllt werden könnte, daß Sie mir in Höchst dazu Gelegenheit geben, so würde ich sehr dankbar dafür sein. Bei dieser Gelegenheit könnte ja dann auch die von Ihnen angeregte Frage besprochen werden. Im Falle, daß meiner Absicht nichts im Wege steht, bitte ich, mir einen Tag nach Mittwoch, den 13. d. M., angeben zu wollen. Ich gedenke, morgen oder übermorgen nach Baden-Baden zu fahren, komme jedoch Mitte künftiger Woche wieder hierher zurück.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Behring.“

An Wernicke aber schreibt er davon im gleichen Zuge, diktiert von einem spürbaren Überschwang. Zwischen Depression und Sachlichkeit bricht sein alter Optimismus

wieder durch. Ein neuer Willensfunke hat ihn angesprungen. Der milde Atem des rheinischen Frühlings hat ihm seit einer Woche etwa eine kräftige Besserung seines Allgemeinbefindens bewußt werden lassen. Das kranke Auge hat seine Funktionen wieder erlangt. Er freut sich der Sonne, er freut sich der Blütenfülle auf den Magnolienbäumen im Kurpark, er freut sich der flammenden Farbenpracht der Tulpenbeete. Und in seiner Tasche knistert ein bedeutsamer Brief, der vielleicht eine Wende herbeiführen kann.

*

Von dem mehrtägigen Ausflug schickt er an Wernicke eine Ansichtskarte:

„Yburg bei Baden-Baden, den 11. IV. 1892.

„L. W. — Mühsamer Aufstieg auf den Merkur, erfrischendes Bad, Lektüre in der Sonntagsnummer der ‚Post‘, lukullisches Diner, gleiches Menü mit der nebenan speisenden Frau Großherzogin, unvergleichlich schöne Fahrt hierher, herrliche Aussicht in's Rheinthal — das sind meine Erlebnisse von heute. Träumend von vergangener Lieb und verschwundener Treue, vertrauend auf die Stetigkeit der Freundschaft, rufe ich Dir von hier zu: ‚Pereat tristitia!‘

„Dein im Wohlgefühl wiederkehrender Gesundheit aufathmender

Behring.“

Freilich, lange gibt er sich überflüssigen Träumereien nicht hin, das liegt ihm nicht. Er genießt nach dem „lukullischen Diner“ eine gute Zigarre und überlegt: wie soll er sich in naher Zukunft entscheiden? Das beschäftigt ihn andauernd, obgleich der erbetene Besuch in Höchst noch aussteht. Nämlich da war noch Herr Dr. Fresenius, genauer gesagt: das weithin berühmte, von der forschenden Wissenschaft hochgeschätzte „Chemische Laboratorium Dr. R. Fresenius“ in Wiesbaden. Mit dem hatte er kürzlich Fühlung aufgenommen und darum gebeten, dort etliche biologische Versuche anstellen zu können. Er hatte wenigstens stundenweise die tödliche Langeweile während der Wiesbadener Kur bekämpfen wollen. Bereit-

willig hatte man seinem Wunsche entsprochen. Und so war es gekommen, daß er in der bakteriologischen Abteilung des Institutes mit deren Leiter Dr. Frank zusammen eine interessante Versuchsreihe an Mäusen über die stärkstmögliche, eben noch wirksame Verdünnung seines Tetanusheilserums durchgeführt hatte, die erst vorgestern beendet worden war. Dadurch war er mit Dr. Fresenius selbst bekannt geworden, der ihn eingehend über seine bisherigen Forschungen wie über seine künftigen Pläne befragt hatte, um gegen Schluß der langen Unterhaltung durchblicken zu lassen, daß er unter Umständen bereit wäre, seine Weiterarbeit zu unterstützen.

Diese Duplizität der Ereignisse, Anfrage von Höchst und Wink von Fresenius, konnte Behring nicht übersehen. Was soll er nun tun? Fresenius hatte sicher viel für sich. Sein Institut genoß allenthalben einen hervorragenden Ruf. Außerdem war es kein industrielles Erwerbsunternehmen wie die Höchster Farbwerke. Zwar verdiente es durch seine Untersuchungen und Forschungen Geld — wie hätte es als Privatbetrieb anders bestehen können? — aber, — tja dies Aber war schwer zu umschreiben. Aber es war halt keine Fabrik. Und vermutlich würden ihm die hohen militärischen Vorgesetzten eher erlauben, mit Fresenius zu arbeiten, als mit Meister, Lucius & Brüning einen geschäftlichen Vertrag zu tätigen. — Verdammt, was soll er bloß tun? Hie Höchst, dort Fresenius?

Plötzlich haut der sinnierende Stabsarzt mit der flachen Hand auf den schneeweiß gedeckten Tisch der vornehmen Gaststätte, daß die Mokkatasse vor ihm einen vom bedienenden Kellner mißbilligend vermerkten Hopper hüpfte: „Ja natürlich, das mache ich, und zwar sofort! Ich fahre einfach zu Binz, zu meinem alten Lehrer Binz!“

Zehn Minuten darauf hat er eine artige Karte an Herrn Geheimrat Carl Binz, Bonn a/Rh., Kaiserstr. 4, geschrieben und gehorsamst angefragt, ob er den Herrn Geheimrat zwecks Rücksprache über eine hochwichtige und brandeilige Sache an einem der nächsten Tage aufsuchen dürfte. Die Antwort trifft umgehend ein: er dürfe. Und nach der Beratung zwischen den beiden Männern am 19. April sieht Emil Behring seinen Weg klar vor sich.

III.

Vier Tage später: großer ‚Kriegsrat‘ in der ‚Villa Emma‘. —

„Können Sie sich vorstellen, Wernicke“, mit den Worten übersprudelt die Hausherrin den Eintretenden, „können Sie sich das vorstellen: seit zwei Tagen ist er wieder hier, sieht blendend aus, futtert wie ein ausgehungertes Kaschube und spricht kein Wort? Noch nicht ein bißchen hat er mir erzählt! Den lieben langen Tag hockt er hinterm Schreibtisch und schreibt und schreibt. Es soll das bahnbrechende Buch...“

„Emma, ich bitte dich“, unterbricht Behring lächelnd den Wortschwall der Schwester, „erst darf doch der arme Wernicke ’mal seinen nassen Mantel ablegen, meine ich. — So, — und nun herein in die gute Stube. — Ein Schnaps gefällig, alter Freund? Bei dem echt Berliner April-Hundewetter sehr zu empfehlen. Am Rhein war’s wärmer, versichere ich euch.“

Sie nehmen Platz. Prüfend mustert Wernicke den Freund. Er ist zufrieden: die Haltung ist wieder soldatisch straff geworden, das helle Auge hat wieder den durchdringenden Blick. Wie früher zeigt er sich als aufmerksamer, verbindlicher Hausherr.

Emma ist es, die alsbald zum Thema hindrängt: „Also bitte, schieß los, Bruderherz! — Bist du in Höchst gewesen? — Was wollte Binz von dir? — Wie stehst du mit Fresenius? — Wir sind gespannt.“

Behring zieht einen Brief aus der Tasche und sagt: „Um mit Binz anzufangen, lest die Zeilen, die ich heute früh erhalten habe.“

Wernicke liest halblaut vor: „Bonn, den 22. April 1892. — Lieber Herr College! — Unserer Besprechung vor einigen Tagen wollte ich einen Punkt hinzufügen, vergaß es jedoch bei der Menge der sonst zu erwägenden Gegenstände.

„Sie werden, wenn es meinem Wunsche nach geht, die Räume, Instrumente, Bibliothek und Chemikalien (sie allerdings mit Ausschließung spezieller großer Posten) meines Institutes für Ihre bakteriologisch-pharmakologischen Arbeiten benutzen. Als einziges Aequivalent für

das Institut möchte ich daran die Bedingung knüpfen, daß Ihre Publikationen die Überschrift haben: „Aus dem pharmakologischen Institut der Universität Bonn“. So war es früher, und so kann es auch in Zukunft ganz unbeschadet Ihrer wissenschaftlichen Selbständigkeit und Ihres alleinigen geistigen Eigentums sein.

„Ich darf hoffen, daß Ihnen dies nicht unbillig erscheint, und sehe Ihren weiteren Mitteilungen mit Interesse entgegen.

„Mit bestem Gruß und mit dem abermaligen Wunsche für das Gedeihen Ihrer Pläne

Ihr ergebener Carl Binz.“

Wernicke brummelt: „Hmm — sehr anständig!“ —

Emma platzt heraus: „Also willst du Universitätsprofessor werden und nicht in die Industrie gehen?“

„Ja und nein“, antwortet Behring langsam. „Beziehungsweise: sowohl als auch. — Um euch das Rätsel zu erleichtern: Ich will beides, will die Universitätskarriere einschlagen und gleichzeitig mit der Industrie zusammenarbeiten, um meine Entdeckung auf eine technische Grundlage zu bringen, um eine Erfindung aus ihr zu machen.“

„Diese Möglichkeit haben wir früher bereits einmal erwogen“, bemerkt Wernicke.

„Haben wir, gewiß“, bestätigt Behring. „Aber unser Erwägen stand auf sehr vagen Füßen, weil wir für die Hochschulkreise Außenseiter waren und sind. Jetzt hat sich die Situation erheblich geändert, denn Binz hat mir, wie ihr seinem Brief entnehmen konntet, ein konkretes Angebot gemacht: er will mich nach Bonn an sein Institut berufen lassen.“

„Als sein Assistent?“ fragt Wernicke mit wenig begeisterten Ton.

„Wo denkst du hin, lieber Freund!“ ruft Behring aus. „Natürlich als wohlbestallter Professor, vorerst allerdings a. O.*). Und als Universitätsprofessor kann ich zwecks Auswertung meiner Entdeckung mit der Industrie

*) a. O. = übliche Abkürzung für „außerordentlicher Professor“, eine Vorstufe des ordentlichen, planmäßigen Universitätsprofessors.

so viel und so enge zusammenarbeiten, wie ich will, was ich als Sanitätsoffizier und Stabsarzt eben nicht darf.“

„Dann würde ich keine Minute länger zögern und das Angebot von Binz sofort annehmen“, rät Emma Behring und fügt hinzu: „Ich komme gern mit nach Bonn, darauf kannst du rechnen.“

Die beiden Herren lachen belustigt auf.

„Schwesterlein, du bist kostbar. Wenn du eine Ahnung davon hättest, wieviele Hürden bis zu dem Ziel noch zu nehmen sind!“ —

„Und die wären, Emil?“

„Erstens 'mal müßte das gestrenge Kultusministerium mit meiner Berufung nach Bonn einverstanden sein, zweitens und eigentlich noch vor dem Kultusministerium die Bonner Universität, an der Geheimrat Binz ja nicht allmächtig schalten und walten kann. Drittens müßte Herr Generalstabsarzt von Coler, mein höchster militärischer Vorgesetzter, Ja und Amen dazu sagen. Viertens dito das womöglich noch gestrengere Kriegsministerium. Fünftens und sechstens kenne ich zwar noch nicht, gibt es bestimmt aber auch. — So rasch wird man nicht Universitätsprofessor, Schwesterlein“, schließt Behring seine Erklärungen.

Emma überlegt eine Sekunde: „Na, Herrn von Coler und das Kriegsministerium kannst du doch aus deiner Liste der zu nehmenden Hürden ruhig streichen, meine ich. Du brauchst bloß um deinen Abschied einzukommen, den dir niemand verweigern darf. Denn deine aktive Dienstzeit als Militärarzt, zu der du dich damals im Oktober 74 vor Aufnahme in die Pepiniere*) verpflichten mußtest, die acht Jahre sind ja längst abgelaufen.“

Der Bruder pflanzt sich schmunzelnd, die Hände in den Taschen, vor der Schwester auf: „Und wovon wollen wir beide leben, liebes Kind? Als außerordentlicher Professor beziehe ich nur geringe Einkünfte. Deshalb bin ich für die nächsten Jahre noch auf mein Gehalt als Stabsarzt angewiesen. — Nun wirst du die Zusammenhänge und Schwierigkeiten wohl verstehen, Emmakind.“

*) Pepiniere = „Medizinisches und Chirurgisches Friedrich Wilhelm-Institut“, seit 1895 „Kaiser-Wilhelm-Akademie“, heute „Militärärztliche Akademie“.

Einen Augenblick zeigt Emma ein etwas verzweifeltes Gesicht. Doch sie läßt sich nicht lange entmutigen. Sie haut dem Bruder derb auf die Schulter und sagt: „Schön, ich weiß Bescheid. — Dann sattele schleunigst und starte zum Hürdenrennen! Ich denke, du hast schon mehr und andere Hindernisse auf deinem bisherigen Lebensweg vom armen Dorfschulmeisterssohn zum Stabsarzt und Forscher überwunden.“

Behring strahlt. — „Das war ein vernünftiges Wort! Komm her, Mädels, dafür kriegst du einen brüderlichen Kuß. — Morgen werde ich mit Koch reden. Der muß dafür sorgen, daß mich Althoff möglichst bald empfängt.“

„Althoff? — Wer ist Althoff?“ will die Schwester wissen.

„Friedrich Althoff ist der ‚Universitätspapst‘ in Preußen. Er ist Ministerialdirektor im Kultusministerium und versieht dort das Amt eines Personalreferenten. Ohne Althoff kann niemand Universitätsprofessor in Preußen werden“, gibt ihr Behring die verlangte Auskunft.

„So weit wäre alles klar“, schaltet sich Wernicke wieder in das lebhaftes Gespräch der Geschwister ein. „Bleibe jetzt die zweite Frage zu erörtern: Höchst oder Fresenius?“

„Höchst“, antwortet Behring kurz.

„Und weshalb, wenn ich fragen darf? Vor vierzehn Tagen schriebst du, daß Fresenius am meisten für sich hätte“, erinnert ihn Wernicke an seine briefliche Mitteilung.

„Binz hat mich durch eine einfache Überlegung davon überzeugt, daß die Farbwerke zweckmäßiger seien als Fresenius. — Es besteht kein Zweifel, daß wir mit des letzteren Hilfe an seinem berühmten Laboratorium unsere Forschungen vollenden könnten. Aber wenn wir dann am Ziel angelangt wären, wenn wir das Heilserum gegen Diphtherie und das gegen Tetanus in der notwendigen Konzentration aus dem Blute von geeigneten Großtieren gewinnen können und obendrein festgestellt haben, daß beide Sera den kranken Menschen heilen, — dann muß ja erst die Herstellung im Großen beginnen. Dafür müßten wir entweder eine andere Firma suchen

oder selbst eine neue gründen, weil es Fresenius auf dem Gebiet an technischer Erfahrung fehlt. Aus dem Grunde erscheint es viel zweckmäßiger, sich von vornherein an einen Partner zu halten, der Forschungslaboratorien und bakteriologische Fabrikationsbetriebe zugleich besitzt. Daher meine Entscheidung für Höchst“, setzt Behring auseinander.

„Das leuchtet mir ein“, stimmt Wernicke zu. „Bist du denn nun auch in Höchst gewesen?“

„Jawohl, — Donnerstag vor acht Tagen war ich dort, am Vierzehnten. Man hat mich sehr liebenswürdig aufgenommen und hat mir viel gezeigt. Das Werk ist großartig eingerichtet. In den Höchster Laboratorien arbeiten zu dürfen, muß eine wahre Lust sein. Am liebsten hätten die Herren vom Fleck weg einen Vertrag mit mir abgeschlossen, aber ich habe mich noch nicht gebunden. Ich habe vielmehr auf meine amtliche Stellung als Stabsarzt und Assistent am hiesigen Institut für Infektionskrankheiten hingewiesen und betont, daß ich vorher die Erlaubnis meiner vorgesetzten Behörden für einen etwaigen Vertrag mit den Farbwerken einholen müsse. Das hat man auch eingesehen.“

„Wir können daher jetzt abschließend zusammenfassen“, sagt Wernicke nach einer kleinen Pause, „Du hast ein doppeltes Ziel: die Laufbahn als Universitätsprofessor und gleichzeitig die technische Vervollkommnung und spätere Auswertung deiner Entdeckungen durch die Höchster Farbwerke.“

„Unter meiner Kontrolle“, ergänzt Behring. „Ich will den Überblick und die Oberleitung behalten, ich will selbständig bleiben und mich auf keinen Fall hundertprozentig in die Abhängigkeit der Industrie begeben. — So ungefähr schwebt mir seit der Beratung mit Binz die nächste Zukunft vor.“

„Gut, einverstanden“, nickt Wernicke. „Auf dem Wege will ich dir folgen. Akademische Lehrtätigkeit, das wäre auch etwas für mich.“

„Dafür lass' mich nur sorgen, Wernicke. Wir zwei bleiben Weggenossen“, verspricht Behring. „Womit also unser Kriegsrat...“

„...Gott sei Dank, beendet ist“, vollendet die schwe-

sterliche Hausfrau den Satz. „Dann darf ich die hohen Herren endlich zu einem zwar kalten, aber sonntäglich gehaltvollen Abendimbiß bitten. Er steht bereits nebenan gerichtet.“

Das lassen sich die „hohen Herren“ nicht zweimal sagen, Emma Behrings kalte Platten genossen einen beachtlichen Ruf. Bald tafeln die drei in fröhlicher Laune und hören dem Hausherrn zu, der in aufgekratzter Stimmung ein fesselnder Plauderer ist. Er erzählt von den schönen Frauen in Wiesbadens Kuranlagen; er erzählt vom Spielsaal in Baden-Baden; er schildert amüsant die vornehme Luft in der Umgebung der Frau Großherzogin auf der Yburg; er beschreibt die wundervolle Fahrt durch die Obstbaumblüte im sonnigen Rheintal; er kann gar nicht aufhören, die reizende, unaufdringliche Gastlichkeit der Familie Binz in Bonn zu loben.

Das interessiert Emma Behring besonders, weshalb sie schließlich fragt: „Woher datiert eigentlich deine Freundschaft zu Geheimrat Binz? Ich bin darüber nicht genau im Bilde.“

„Aber Emma, das weißt du doch. Ich bin am 22. März 87 zum Stabsarzt befördert und zugleich zum 2. Rheinischen Infanterie-Regiment Nummer 28 nach Bonn versetzt worden. Und da habe ich nebenher am Pharmakologischen Institut der Universität Bonn wissenschaftlich gearbeitet. Dies Institut hat Binz, ich glaube schon 69, ins Leben gerufen, er leitet es noch jetzt.“

„Die Versetzung nach Bonn nenne ich heute einen glücklichen Zufall in deinem Beruf. Prosit, Emil!“ freut sich die Schwester.

„Kein Zufall, Fräulein Emma“, mischt sich Wernicke ein. „Dein Protest nutzt dir nichts, lieber Freund, deine Schwester kann ruhig die Wahrheit erfahren. — Vor zehn Jahren, als Sie noch bei Ihrem Papa in Hansdorf zur Schule gingen, stand Ihr Bruder als Assistenzarzt zweiter Klasse in Posen. Als solcher war sein Dienst nicht allzu aufregend. Und weil Ihr Bruder damals schon ehrgeizig war, erwirkte er sich von dem Direktor der Staatlichen Versuchsstation in Posen, Wildt mit Namen, die Erlaubnis, während seiner Freizeit experimentelle Untersuchungen in der Anstalt machen zu dürfen. Das Ergeb-

nis waren drei Arbeiten über desinfizierende Mittel, namentlich über das bekannte Jodoform in der antiseptischen Wundbehandlung. Die Arbeiten erschienen in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift und...

„Aha“, unterbricht ihn Emma Behring, „Geheimrat Binz hat sie gelesen und ist dadurch auf Emil aufmerksam geworden.“

„Sie können fabelhaft kombinieren, Fräulein Emma. Genau so war es. Binz hat Ihren Bruder im Auge behalten und seine weiteren Veröffentlichungen verfolgt, die er später in Winzig bei den Westpreußischen Kürassieren als Assistenzarzt erster Klasse herausgebracht hat. Und als Binz im Frühjahr 87 erfuhr, daß bei den Achtundzwanzigern in Bonn eine Arztstelle neu zu besetzen wäre, hat er sofort bei Alwin von Coler als Chef des Militär-Sanitätswesens eine Eingabe eingereicht, um Ihren Bruder nach Bonn zu kriegen.“

„Der Eingabe wurde stattgegeben?“

„Ihr wurde stattgegeben, jawohl. — Ich kann Ihnen sagen, wir Korpsbrüder von der Suevo-Borussia waren gräßlich stolz auf unseren ‚alten Herrn‘ Emil Behring, als wir davon hörten. Und ich kann Ihnen noch etwas verraten, Fräulein Emma“, fügt Erich Wernicke mit gedämpfter Stimme hinzu. „Du brauchst jetzt nicht herzu hören, Behring, das ist nur für deine Schwester bestimmt.“ —

Behring macht ein unbehagliches Gesicht und winkt ab. Doch die Hausherrin beugt gespannt ihr Ohr zu Wernicke vor, der leise fortfährt: „Vor einiger Zeit habe ich durch die Indiskretion eines Schreibers erfahren, wie Geheimrat Binz seinerzeit das Gesuch begründet hat. Er hat an Coler geschrieben: ‚Falls es kein Schaden für die Armee ist, wenn der Assistenzarzt Dr. Behring nach Bonn versetzt wird und dort Gelegenheit zum wissenschaftlichen Arbeiten erhält, für die Wissenschaft wird es sicherlich kein Schaden sein!‘“ —

Emma Behring hält den Atem an. Sie schaut verklärten Auges zu dem Bruder hinüber, der verlegen schweigt, und sagt: „Du, — Bruder Stabsarzt, das waren beinahe Vorschußlorbeeren. Sorge mir dafür, daß sie niemals verwelken werden!“ —

IV.

Im Chefzimmer des von ihm vor Jahresfrist erbauten und seitdem meisterlich geleiteten Kinderkrankenhauses zu Leipzig-Reudnitz, dem modernsten und größten seiner Zeit, sitzt Professor Otto Heubner. Mächtige Markisen halten Sonnenhelle und Sommerhitze von dem Studierzimmer fern. Im Halbdunkel des Raumes sind die großen, bebrillten Augen des Mannes, dessen grau-melierte Haare den angehenden Fünfziger verraten, voll gütigen Ernstes und tiefer Ergriffenheit auf eine junge Frau gerichtet, die zusammengesunken in schwarzen Trauerkleidern auf einem Stuhl vor ihm kauert. Die Frau schluchzt hemmungslos. Der Professor läßt sie geduldig gewähren.

Nach einer Weile hebt die Frau mühsam das verweinte Gesicht und stottert gequält: „Herr Professor, — entschuldigen Sie gütigst — es ist so furchtbar schwer. — Unser Maxel war ein — goldiger Bub.“

„Liebe Frau Pütsch, wir haben getan, was in unserer Macht stand“, sagt Otto Heubner langsam.

„Ich weiß es, Herr Professor“, versichert die Besucherin. „Mein Mann und ich sind überzeugt davon. — Mein Gott, gibt es denn gar kein Mittel gegen diese — furchtbare Krankheit?!“

„Leider nein, Frau Pütsch, wenigstens kein sicher wirkendes“, antwortet Heubner. „Wir haben seit der Eröffnung dieses Krankenhauses am 6. Dezember vorigen Jahres bis heute, also in einem Zeitraum von sieben Monaten, rund siebzig diphtheriekranken Kinder aufgenommen. In jedem einzelnen Fall haben wir das Menschenmögliche getan, was nach dem heutigen Stande unserer ärztlichen Kunst zu tun war, um die Kleinen zu retten. Trotzdem sind fünfzig dieser Kinder gestorben. Die Diphtherie ist der Mörder der Kinder. Für uns Ärzte ein unbesiegter Feind.“

Die junge Frau weint laut auf. Der Professor tritt leise zu ihr und streichelt ihr begütigend über die verkrampten Hände. „Es ist unendlich schwer, Sie zu trösten. Ich kann es nicht. Aber vielleicht denken Sie an Ihre beiden gesunden Kinder daheim. Vielleicht denken Sie auch an

die vielen, vielen Mütter in aller Welt, die den gleichen harten Schlag haben überwinden müssen. Ich habe im letzten Halbjahr fünfzig von siebzig solcher Mütter kennengelernt. Dazu kann ich Sie versichern, daß unsere medizinische Wissenschaft unentwegt an der Riesenaufgabe arbeitet, der Diphtherie beizukommen. Und mir scheint, daß in jüngster Zeit ein aussichtsvoller Schritt zu diesem Ziel gelungen ist.“

Die Frau reißt sich zusammen: „Herr Professor, ich — ich danke Ihnen.“

Sie langt aus ihrem Handtäschchen einen Briefumschlag hervor: „Herr Professor, — mein Mann bat mich, — Ihnen das hier zu übergeben. Ein Bildchen vom Maxel, — als Andenken. — Er hatte den Onkel Doktor mit dem großen Bart lieb gewonnen. — Seien Sie innig bedankt für alles, — verehrter Herr Professor!“ —

Sie küßt dem Arzt scheu die Hand und verläßt, verhalten schluchzend, den dämmrigen Raum. —

Otto Heubner, der Kinderarzt von Ruf, starrt auf die sich langsam schließende Tür und sieht in Gedanken durch sie hindurch eine gebrochene junge Mutter wie eine symbolhafte Erscheinung den langen Korridor zum Ausgang wanken. Dann fährt er sich mit der Hand durch den Haarschopf, murmelt „Jawohl, — sofort!“, eilt mit ein paar kurzen Schritten an den Schreibtisch, schiebt einige Hefte beiseite und greift zur Feder: „Herrn Dr. E. Behring, Stabsarzt, Hochwohlgeboren, Institut für Infektionskrankheiten, Berlin C“.

Er überlegt eine Minute, schlägt ein vor ihm liegendes schmales Büchlein auf und schreibt dem „sehr geehrten Herrn Kollegen“: er habe soeben seine neueste Broschüre „Die praktischen Ziele der Blutserum-Therapie und die Immunisierungsmethoden zum Zweck der Gewinnung von Heilserum“ eingehend und mit Vergnügen durchgearbeitet; er kenne sämtliche bisherigen Veröffentlichungen Behrings; aber in dieser Broschüre sei zum ersten Male von der Übertragung der im Laboratorium beim Tierversuch gewonnenen neuen Anschauungen auf die praktische Behandlung des kranken Menschen die Rede; auch er sei der Ansicht, daß die Heilbehandlung kranker Kinder nach Behrings Methode so bald wie möglich versucht

werden müsse; und er frage hiermit ergebenst an, ob er auf die Abgabe von Heilserum gegen Diphtherie zur Verwertung in der von ihm geleiteten Kinderklinik rechnen dürfe.

Die Antwort aus Berlin trifft nach wenigen Tagen ein des Inhalts, daß er, Professor Otto Heubner, sich noch bis zum Herbst gedulden möge, bis es ihm, Behring, gelungen sei, genügende Mengen eines hinreichend starken Heilserums gewonnen zu haben; doch solle er, Professor Heubner, neben der Kinderstation des Institutes für Infektionskrankheiten der erste sein, dem er, Behring, die Möglichkeit zu Behandlungen mit seinem Diphtherieheilserum geben werde.

Otto Heubner ist sowohl von der zusagenden Bereitschaft wie von der vorsichtigen Haltung des ihm persönlich noch unbekanntem Forschers angenehm berührt und wartet.

*

Emil Behring seinerseits ist zufrieden, daß seine neueste, Ende Juni bei Georg Thieme in Leipzig herausgebrachte Broschüre diese Anfrage des bekannt, ja bereits berühmt gewordenen Kinderarztes veranlaßt hat. Im wesentlichen schildert er in der Arbeit, daß es Professor Wilhelm Schütz von der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin gelungen sei, aus Pferden und Schafen nach seinem, Behrings, Verfahren ein Heilserum gegen Wundstarrkrampf zu erhalten, womit an Tetanus erkrankte wertvolle Großtiere geheilt worden seien; daß die gemeinsam seit über Jahresfrist mit Wernicke angestellten Versuche mit einem aus Meerschweinchen und Schafen gewonnenen Heilserum gegen Diphtherie das gleiche Resultat bei kleineren, durch Diphtheriegift krank gemachten Tieren erzielt hätten; daß er davon überzeugt sei, nunmehr auch den Tetanus wie die Diphtherie den Menschen nach seinem Verfahren heilen zu können, wofern ihm das Arbeiten mit Großtieren ermöglicht werde, namentlich zum Zwecke der Gewinnung von größeren Mengen an Diphtherie-Heilserum; daß jetzt die Arbeiten aus dem Rahmen der eng begrenzten Laboratoriumstätigkeit herausgewachsen seien.

Wörtlich sagt er in dem Zusammenhang: „Es ist jetzt

Sache der weiter betheiligten Kreise, dafür zu sorgen, daß die Arbeiten im Interesse der leidenden Menschen in ähnlicher Weise ermöglicht werden, wie das durch die thatkräftige Unterstützung des landwirtschaftlichen Ministeriums im Interesse landwirtschaftlich wertvoller Thiere schon geschehen ist.“

Die Schlußsätze der Broschüre aber lauten in deutlicher Absicht folgendermaßen: „Das Interesse der Sache, wie ich es verstehe, erfordert noch eine weitgehende experimentelle Ausarbeitung des neuen Heilverfahrens vor seiner allgemeinen Übertragung auf den Menschen. Und der zu leistenden Arbeit giebt's noch so viel, daß wir vermuthlich erst in längerer Zeit am Endziel unserer Bestrebungen anlangen werden.

„Nun könnte man sagen: „Dann ist ja der Appell in dieser Arbeit an weitere Kreise, die Inangriffnahme der Diphtherie-Immunisirung von großen Thieren in erweitertem Maßstabe zu ermöglichen, verfrüht. Zeigt erst, daß ihr den Menschen sicher heilen könnt, dann kommt das Übrige von selbst, dann werden auch die Mittel zu weiteren Arbeiten nicht fehlen.“

„Bis zu einem gewissen Grade ist das richtig. Ich glaube aber, doch nicht unterlassen zu dürfen, auf die Consequenzen einer solchen Argumentation hinzuweisen.

„Wie schon erwähnt, vergehen voraussichtlich auch später Jahre, ehe die Diphtherie-Immunisirung ein und desselben Thieres uns ein solches Heilserum liefert, dessen Anwendung für praktische Zwecke allen unseren Anforderungen Genüge leistet.

„Wenn nun mit dem Beginn der Inangriffnahme der Versuche im Großen gewartet wird, bis Wernicke und ich sagen, jetzt können wir die Diphtherie des Menschen ganz sicher heilen (da wir vorsichtige Leute sind, kann das noch recht lange dauern); 100 und mehr hintereinander geheilte Fälle liefern den Beweis dafür, — dann stehen wir vor der Situation, daß wir wissen, es giebt zwar ein spezifisches Heilmittel gegen die Diphtherie des Menschen, wir haben es bloß nicht und können es auch im günstigsten Fall erst in einigen Jahren bekommen. Da fragt es sich denn doch, ob es nicht besser ist, jetzt schon anzufangen!“ —

*

Der leidenschaftliche Aufruf eines für seine Lebensaufgabe ringenden Mannes, dessen steigende Bedeutung bereits geahnt wird, verfehlt vielerorts seine Wirkung nicht. Robert Koch ist geradezu begeistert und verspricht seinem Mitarbeiter jede nur mögliche Unterstützung. Die Direktion der Höchster Farbwerke ist zufrieden, da sie fühlt, ihr kommender Partner geht geradeswegs auf sein hohes Ziel los. Und in zunehmender Zahl melden sich gewissenhafte Ärzte aus der Reichshauptstadt wie aus der Provinz mit der Zusicherung, dem Kollegen-Stabsarzt durch Erprobung seiner neuen Therapie helfen zu wollen.

Auch Friedrich Althoff liest Behrings Broschüre und schmunzelt: Schau, schau, dieser Behring, — der weiß genau, was er will. Scheint ein Kerl zu sein. — Dann übergibt er das Bändchen eigenhändig einem seiner Geheimräte, empfiehlt es ihm zum Studium, lacht plötzlich und sagt: „Wissen Sie, wie sich dieser Stabsarzt vor etlichen Monaten bei mir eingeführt hat? — Also hören Sie: Binz in Bonn teilte mir Anfang Mai mit, er wolle den Stabsarzt Behring als a. O. an sein Institut nach Bonn berufen sehen, und fragte an, wie ich mich dazu stellen würde. Darauf ließ ich mir den Herrn einmal kommen. Ich empfang ihn wohl sofort, ließ ihn aber an der Tür meines Arbeitszimmers ein Weilchen stehen und schrieb weiter, was gerade vorlag. Sie kennen ja meine Gewohnheit, dadurch jedem Besucher Gelegenheit zu geben, hochgespannte Erregungen ein wenig abzureagieren. Dieser Behring wartete eine Minute oder höchstens zweie, durchmaß dann mit drei Riesenschritten den Raum und knallte die sporenbesetzten Absätze dicht vor meinem Schreibtisch zusammen, daß es nur so eine Art hatte. Ich sah gar nicht auf, sondern knurrte nur unwillig: „„Kann er nicht warten?““ — Darauf Behring: „„Warten kann er wohl, aber er trägt des Königs Rock!““ — Sehen Sie, mein Lieber, die geschickte Antwort hat mir imponiert. Ein temperamentvoller, eigenwilliger Forscher scheint er ebenfalls zu sein. Wollen ihn im Auge behalten. Legen Sie mir das Aktenstück ‚Behring‘ beim nächsten Eingang aus Bonn wieder vor.“ —

Aber just die Wirkung seiner Broschüre, die sich ihr Verfasser am brennendsten erhofft hatte, die Wirkung

tritt nicht ein, die Wirkung auf seinen obersten militärischen Vorgesetzten Alwin von Coler. — Er hatte diesem nach Übersendung des Büchleins — es war mittlerweile Anfang August geworden — einen von den Farbwerken entworfenen Vertragsvorschlag mit der Bitte eingereicht, den Vertrag abschließen zu dürfen. Die Antwort, die nicht lange ausbleibt, zeigt, daß er ein erhebliches Hindernis unterschätzt hat:

„Indem ich Euer Hochwohlgeboren die Ihrem Schreiben vom 7. 8. beigelegten Anlagen — Vertragsentwürfe betreffend — hiermit wieder zurücksende, theile ich Ihnen mit, daß ich mich mit den Bestimmungen des Vertrages, die Ihnen und dem Stabsarzt Wernicke einen Reinertrag, eine Einnahme von dem Unternehmen in Aussicht stellen, durchaus nicht einverstanden erklären kann.

„Ich halte das Übereinkommen mit den Farbwerken Meister, Lucius & Brüning in Hinsicht auf Ihre Stellung als Sanitätsoffizier nur insoweit für zulässig, als Ihnen zur Fortsetzung Ihrer Versuche die dazu nothwendigen baaren Auslagen erstattet werden, und auch dies nur in Anbetracht der Nothlage, die wichtigen Versuche nicht ins Stocken geraten zu lassen.

„Ich hebe besonders hervor, daß Sie die Untersuchungen und wissenschaftlichen Forschungen, zu denen Sie gelangt sind, ausschließlich der weitgehendsten, Ihnen zu Theil gewordenen Förderung Seitens der Staatsbehörden, vor Allem der Militärverwaltung zu verdanken haben und daß Sie es getrost der weiteren Fürsorge dieser Behörden überlassen können, in welcher Weise Ihnen zu lohnen ist, wenn es Ihnen, wie zu hoffen, gelingt, der Heilung der verderblichen Krankheiten Diphtherie und Tetanus näher zu treten. Daß ich Ihnen zum weiteren Gedeihen Ihrer Forschungen nicht nur den besten Fortgang wünsche, sondern denselben, soweit es mir irgend möglich ist, selbst zu fördern geneigt bin, dessen können Sie versichert sein.“

Das amtliche Dienstsiegel und die Unterschrift des ausstellenden Kanzleibeamten umrahmten fast feierlich das damit beglaubigte „Gez. v. Coler, Generalstabsarzt der Armee und Chef des Sanitätskorps“. —

Wernicke, der leichter zu beeinflussende, ist völlig geknickt, als er den Bescheid liest. Emma, forscher und zukunftsgläubiger, rät dem Bruder heftig, „die Brocken hinzuschmeißen“ und in ein leitendes Angestelltenverhältnis zu den Farbwerken zu treten. Das aber will Behring auf keinen Fall. Er will auch der Industrie gegenüber selbständig bleiben. Er beschließt vielmehr, die Möglichkeit seiner Berufung nach Bonn voranzutreiben.

Doch auch das mißlingt. Der Stabsarzt Behring muß einsehen, daß zünftige Hochschullehrer einflußreichere Freunde und Gönner hinter sich haben, als der militärärztliche Außenseiter; er muß erfahren, daß verschiedene Universitätsprofessoren bereits in Aussicht genommen seien, auf den neuen Lehrstuhl für Bakteriologie in Bonn berufen zu werden, den Binz schaffen wollte. Ingrimig schreibt er in jenen Tagen an Geheimrat Binz: „Unter diesen Umständen gehört schon eine ganze Portion Selbstvertrauen und Vertrauen in die Bedeutung der eigenen Sache dazu, um nicht die Flinte in's Korn zu werfen und eine lohnendere Thätigkeit zu versuchen. Ich habe ja, als ich Assistentenarzt in Winzig war, gesehen, daß das möglich ist; damals hatte ich fast das Doppelte der Einnahmen (durch Privatpraxis), als jetzt hier in Berlin.

„Die einzige Genugthuung, die ich mir ab und zu gönne in meiner verbissenen Stimmung, ist mir jetzt die, daß ich andere ärgere; es ist das ja nicht sehr edel; aber wenn ich sehe, wie man die und die zu Professoren macht wegen Sachen, die auch nicht die leiseste Kritik vertragen, ohne in ihrer Nichtigkeit zu Tage zu treten, und wenn ich sehe, wie hier in Berlin und anderswo Leute das große Wort führen, die nur einer systematischen Schmeicheleiversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit ihr Ansehen verdanken, da kann ich mich manchmal doch nicht enthalten, diese Propheten etwas an ihren Bärten zu zupfen.“ —

*

Selbst in verbissener Stimmung begnügt sich ein vorwärtsstürmendes Genie niemals mit der rein negativen Thätigkeit, „falsche Propheten an ihren Bärten zu zupfen“. Emil Behring besitzt den erforderlichen Wirklichkeits-

sinn für Tatsachen und Verhältnisse, die unabänderlich sind. Daher sucht er unverdrossen nach einem Ausweg, der voran weist. Und er findet schließlich sogar deren zwei:

Einmal pickt er sich aus dem ablehnenden Bescheid von Colers die positiv klingende Stelle heraus, wonach dieser ein Übereinkommen mit den Farbwerken „nur insoweit für zulässig hält, als ihm (Behring) zur Fortsetzung seiner Versuche die dazu nothwendigen baaren Auslagen erstattet werden.“ Dem Offizierstum und des „Königs Rock“ ehrlich verbunden, zeigt er Verständnis für die traditionellen Gesetze seines Standes und erklärt sich bereit, vorläufig auf jeden Reinertrag aus einer Zusammenarbeit mit den Höchster Farbwerken zu verzichten; er will nur seine Forschungen finanziell gesichert sehen. Damit erklären sich seine vorgesetzten Behörden einverstanden und gewähren dem ungeduldig Drängenden die Erlaubnis zu einem derartigen Vertragsabschluß, wovon er Höchst sofort Mitteilung macht.

Zum zweiten verzichtet er auf den Anspruch einer Lehrtätigkeit in Bonn und begnügt sich damit, in einem Flügel des Pharmakologischen Institutes von Geheimrat Binz sich ausschließlich mit seinen blutserumtherapeutischen Forschungen beschäftigen zu wollen. Zu dieser Bescheidung gelangt er nach einer abermaligen Unterredung mit Althoff vom 10. November, bei welcher der unbekannt Stabsarzt die Kühnheit hat, dem allmächtigen Ministerialdirektor ein Ultimatum mit einer Frist von zehn Tagen zu stellen. „Nun erfolgte zunächst eine Explosion. Mit 10 Tagen dürfte ich ihm nicht kommen; die Herren im Ministerium seien keine Prügeljungen u. s. w.“ — so schildert Behring brieflich mit leichter Ironie seinem Gönner Binz den Höhepunkt jener Audienz. Aber er schraubt doch seine Forderungen herab und verabschiedet sich zuletzt mit dem Gefühl, „er habe aus den Schlußbemerkungen von Geh. R. Althoff den Eindruck gewonnen, daß seine Chancen für Bonn nicht ungünstig seien.“

Um dies zu klären, reicht er verabredetermaßen unter dem 24. November über Geheimrat Koch ein Gesuch ein, das die ganze Lage deutlich macht:

„Euer Hochwohlgebohren beehre ich mich, nachfolgendes Gesuch ganz gehorsamst vorzulegen.

„Es würde mir sehr erwünscht sein, wenn ich von der Bereitwilligkeit des Herrn Professor, Geheimen Medicinalraths Dr. Binz in Bonn, mir in seinem Institut Räume für die Fortsetzung meiner Arbeiten über Blutserum-Therapie zu gewähren, Gebrauch machen könnte. Dazu werde ich aber nach meinen Verhältnissen nur im Stande sein, wenn ich

1. activer Militärarzt bleibe,
2. als solcher die Bezüge als Stabsarzt behalte und außerdem einen persönlichen Zuschuß von 1500 Mark und zu sächlichen Ausgaben einen Zuschuß im gleichen Betrage erhalte,
3. wenn mir die Verwerthung meines Versuchsmaterials an Thieren freigestellt wird.

„Euer Hochwohlgeboren würden mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie die Geneigtheit haben wollten, für die obigen Vorschläge einzutreten.

Euer Hochwohlgeboren gehorsamster

Dr. Behring
Stabsarzt,

commandirt zum Institut für Infektionskrankheiten.“

Wochen nervösen Abwartens peinigen ihn. Um sich zu betäuben, zwingt er sich zu unablässigen literarischen Facharbeiten. Dazu muß er den niedergeschlagenen Freund aufzurichten suchen; er verspricht ihm, „bei seinen nächsten geschäftlichen Verhandlungen soviel herauszuholen, daß es für eine italienische Reise für Wernicke lange, und zwar so, daß er dieselbe bald antreten könne“. Er bittet, ihm sein Vertrauen zu erhalten. Er versichert ihn, daß er die bisher getragene Last bald von seinen Schultern nehmen werde.

Die Kette aber der zwölf Monate, in ihrer Anfangsnacht mit gläubiger Zuversicht begrüßt, gleitet bedächtig ihrem letzten Gliede zu. Je näher die Weihnachtstage heranrücken, um so scheuer geht Emma Behring ihrem verschlossenen Bruder, wo es tunlich ist, aus dem Wege. Da endlich bringt der Postbote einen dickleibigen „re-

kommandierten“ Brief aus Höchst am Main. Mit zitternder Erwartung wird der Umschlag aufgerissen, werden von zwei Augenpaaren die Blätter überflogen. Und auf den Tag genau ein Jahr, nachdem die erste Serum-spritze ein todkrankes Kind dem Würger Diphtherie ent-rissen hat, am 20. Dezember 1892, setzt der Stabsarzt Dr. Emil Behring seinen Namenszug unter den Vertrag mit den Farbwerken, der es ihm ermöglichen soll, aus seiner Entdeckung die technische Erfindung zu entwickeln. Auf dem Zoll um Zoll mühsam und zähe verfolgten Wege zur letzten, höchsten Bewährungsprobe ist endlich der wich-tigste Schritt getan. Jetzt muß es sich bald zeigen, ob aus Glauben und Zuversicht eine rettende Großtat werden kann. —

V.

„Meine Herren! — Die Beschaffenheit des mir gegen-wärtig zur Verfügung stehenden Diphtherieheilserums ist von solcher Art, daß dasselbe nach der Ansicht kompe-tenter Beurteiler, vor allem nach der Ansicht meines hochverehrten Lehrers, des Herrn Geheimrath Koch, auf seine Leistungsfähigkeit gegenüber der Diphtherie des Menschen in einer großen Zahl von Fällen geprüft wer-den kann und geprüft werden muß.“ —

Der Vortragende macht eine kleine Pause, um die Wirkung des einleitenden Satzes festzustellen. Seine Zu-hörer sind sachkundig. Es sind ausnahmslos Ärzte, teils Mitarbeiter am Institut für Infektionskrankheiten, teils Kollegen von Berliner Krankenanstalten. Robert Koch hat sie für diesen hellen Vormittag Anfang Mai 1893 in sein Institut gebeten, um den vor etlichen Monaten mit dem Professor-Titel ausgezeichneten Stabsarzt Behring über den Stand der Diphtherie-Heilungsfrage sprechen zu hören. Man spürt sofort, der neugebackene Professor ist sicherer, selbstbewußter geworden. Und man hört mit Befriedigung: jetzt endlich soll das schon beinahe vom Geruch des Geheimnisvollen umwitterte neue Mittel, das seit anderthalb Jahren in Ärztekreisen erörtert wird, auf seine Leistungsfähigkeit beim Menschen erprobt werden.

Behring fährt fort: „Über die absolute Unschädlich-

keit meines Diphtherie-Heilserums bei subcutaner Injektion *) hat Herr Geheimrath Hensch sich schon öffentlich ausgesprochen. Und Herr Professor Heubner aus Leipzig, welcher im Laufe des letzten Halbjahres die Serumbehandlung an ca. 60 Fällen durchführen konnte, hat mich ermächtigt, nach dieser Richtung gleichfalls ein ganz sicheres Urtheil in seinem Namen abzugeben. Über die Erfahrungen, welche im hiesigen Institut für Infektionskrankheiten gemacht sind, wird im Auftrage von Herrn Geheimrath Koch sich Herr Dr. Kossel hernach eingehend äußern.“

Die Spannung wächst. Man tuschelt sich zu: „Also sind doch schon Menschen damit behandelt worden!“ — Das kann eine medizinische Sensation werden. Unbedingt wird man von der längst herbeigewünschten Möglichkeit Gebrauch machen, das merkwürdige Mittel unbeeinflusst und haargenau zu überprüfen.

Der Stabsarzt im Gehrock spricht weiter: „Es sind zum Teil sehr große Serummengen kleinen Kindern eingespritzt worden, 90 ccm und darüber. In Zukunft kommt aber die Injektion so großer Mengen nicht mehr in Frage, nachdem“ — er hebt die Stimme — „nachdem der Wirkungswert bis zu dem Grade gesteigert worden ist, welchen ich gleich noch genauer präcisiren werde. Es läßt sich nach alledem schon heute das definitive Urtheil abgeben: Das von mir hergestellte Diphtherie-Heilserum, welches von diphtherie-immunisirten Schafen stammt, ist bei der praktisch in Frage kommenden Menge und Anwendungsweise für den Menschen eine ebenso unschädliche Flüssigkeit, wie eine sterilisirte physiologische Kochsalzlösung!“

Mit betonter Langsamkeit hämmert Behring den letzten Satz seinem Auditorium ein, um fortzufahren: „Die Unschädlichkeit eines Heilmittels bei der in Frage kommenden Art der Anwendung ist eine der Vorbedingungen für die Berechtigung, dasselbe zur Einführung für die Behandlung des Menschen zu empfehlen. Die zweite, wichtigere Vorbedingung ist dann der Nachweis des Nutzens, welchen man von dem Gebrauch desselben in Aus-

*) subcutane Injektion = Einspritzung unter die Haut.

sicht stellen kann. Und dies ist der Punkt, auf welchen ich hier bei der Besprechung meines Diphtherie-Heilmittels näher einzugehen gedenke.“

Atemlose Stille füllt den Raum. Man hängt am Munde des Redners. Der erklärt: Sein Heilserum sei ein ganz spezifisches Mittel, „welches lebensrettende Wirkung gegenüber einer nachfolgenden oder voraufgegangenen Infektion nur bei der einen Krankheit, nur bei der Diphtherie, besitzt.“ Gegen Typhus oder gegen Scharlach oder gegen jede andere Krankheit sei es ebenso unwirksam wie destilliertes Wasser. Die Wirkung seines Heilserums erfolge auf chemische Weise, indem es das Gift des Diphtheriebazillus neutralisiere, wie etwa eine Base eine Säure zu neutralisieren vermöge.*)

Wegen dieser chemischen Reaktion sei es notwendig gewesen, eine exakte Dosierung des Mittels zu suchen. Das sei nach monatelangen Experimenten erreicht worden. Jetzt stünde das „Diphtherie-Normalserum“ zur Verfügung. Als solches werde ein Heilserum bezeichnet, von dem ein Kubikzentimeter genüge, um zehn Kubikzentimeter einer Diphtherie-Giftlösung von bestimmter Konzentration derart zu neutralisieren, daß die Giftwirkung gerade aufgehoben werde. Das sei eine Serum-Einheit, eine „Antitoxin-Einheit“**), für die sich die Abkürzung „AE“ als wissenschaftlicher ‚terminus technicus‘ empfehle. Und alle Serumfläschchen, die nach absehbarer Zeit in den Handel kommen werden, würden gewissenhaft daraufhin geprüft werden, daß sie genau den gleichen Grad an Antitoxin-Einheiten haben. Mit dem nunmehr standardisierten Mittel seien bereits an drei Krankenhäusern Heilbehandlungen durchaus erfolgreich durchgeführt worden.

„Indessen die Zahlen sind noch viel zu klein“, mit den Worten leitet Behring zum Schlusse seines Vortrags über, „um ein abschließendes Urteil über die Serumtherapie zu gestatten. Aber sie sind doch ermutigend und fordern

*) Säuren und Basen (Alkalien. Laugen) sind chemische Gegensätze. Jede Säure (z. B. Salzsäure) und jede Base (z. B. Natronlauge) heben bei gleichwertiger Mischung ihre Gegensätzlichkeit auf, sie neutralisieren einander.

**) Antitoxin = Gegengift.

dazu auf, die Serumbehandlung im größeren Maßstabe fortzusetzen. Erst wenn dann eine Statistik über Hunderte und Tausende serumbehandelter Diphtheriekranker vorliegt, wird es an der Zeit sein, endgültige Schlüsse betreffend die Leistungsfähigkeit des Diphtherie-Heilserums gegenüber dieser, besonders für das kindliche Alter so mörderischen Krankheit abzuleiten.

„Dieser Umstand hat, im Einverständnis mit der Königlichen Charité-Direktion, Herrn Geheimrath Koch veranlaßt, mich zu beauftragen, von dieser Stelle aus in Gemeinschaft mit dem Oberarzt der Kinderstation unseres Institutes, Herrn Dr. Kossel, einen Bericht über die bisher behandelten Fälle abzufassen und im Anschluß an denselben die direkte Überweisung diphtheriekranker Kinder seitens der behandelnden Ärzte beziehungsweise seitens der Eltern zu erbitten.“

Emil Behring verbeugt sich. Und noch ehe die Zuhörer Zeit haben, Beifall oder Ablehnung zu äußern oder Fragen zu stellen, steht Dr. Kossel auf dem Rednerpult und beginnt: „Meine Herren! — Im Auftrage von Herrn Geheimrath Koch habe ich im März und April laufenden Jahres sämtliche mit Diphtherie eingelieferten Kinder — elf an der Zahl — mit Behring-Wernicke'schem Diphtherie-Heilserum behandelt. Wenn ich diese Fälle zunächst kurz zusammenfasse, so ergibt sich, daß von den elf Kindern neun die Diphtherie überstanden, zwei starben.“

Eine Bewegung geht durch das Zimmer. — „Noch nicht zwanzig Prozent!“, flüstert ein fixer Rechner seinem Nachbar zu. — „Kann Zufall gewesen sein“, erwidert dieser.

Aber der Zufall schien seine Hand nicht im Spiele gehabt zu haben. Dr. Kossel verbreitet sich an Hand einer großen tabellarischen Übersicht, die aufgehängt wurde, eingehend über jeden einzelnen Fall. Er gibt das Alter jedes kindlichen Patienten an, den Befund bei der Einlieferung, den Krankheitstag, die Menge des eingespritzten Serums, den Anfang der Entfieberung, das Verschwinden der charakteristischen Diphtheriebeläge im Rachen, den Tag der Heilung. War das Kind am zweiten oder dritten Krankheitstage eingeliefert worden, so war

es am zweiten, spätestens am vierten Tage nach der Serumspritze fieberfrei, so hatten sich am fünften Tage die Beläge im Rachen verloren, so war bald darauf völlige Genesung eingetreten. Selbst bei zwei erst am siebenten Krankheitstage eingelieferten Kindern hatte die Seruminjektion im Bunde mit sofort vorgenommener Tracheotomie, um die Luftzufuhr zu sichern, Rettung und Heilung gebracht, Fälle, die früher als aussichtslos angesehen worden wären. Während bei den beiden tödlichen Ausgängen besondere Komplikationen, einmal Herzschwäche, das andere Mal Tuberkulose, die Rettung durch die Serumspritze verhindert hatten. — Als Mindestergebnis seiner Beobachtungen stellt Dr. Kossel abschließend den Entschluß heraus: „Durch die bisherigen Resultate sind wir in unseren Bemühungen, das Mittel bei einer möglichst großen Zahl von Fällen weiterhin zu prüfen, nur bestärkt worden.“ —

Wer aus dem Kreise hätte nach der vernommenen Haltung Behrings, die ein seltenes Verantwortungsbewußtsein ausdrückte, diesem Entschluß wohl zu widersprechen gewagt? Zumal obendrein noch bekanntgegeben wird, daß der allseits geachtete und geschätzte Professor Otto Heubner bei den 60 von ihm mit Normalserum behandelten Diphtheriefällen einen Heilerfolg von 62,5% erzielt habe, während vordem durchschnittlich 65—70% aller diphtheriekranken Kinder einem grausam frühen Tode nicht zu entreißen gewesen waren.

Nur eine Frage steht in dieser Stunde noch im Mittelpunkt des Interesses der anwesenden Ärzte: Wann kann man selbst das Heilserum erhalten? Und woher kann man es beziehen?

Behring erklärt daraufhin: „Die Großherstellung steckt erst im Anfangsstadium der Vorbereitungen. Da es sich um ein Heilmittel handelt, das die Natur liefert, nämlich das Blut von Schafen, später von Rindern und Pferden, so dürfte einleuchten, daß die regelmäßige Erzeugung von Heilserum in größeren Mengen einer geraumen Anlaufzeit bedarf. Darauf habe ich auch in meinen letzten Publikationen wiederholt hingewiesen. Daher muß ich Sie, meine Herren Kollegen, um Geduld bitten, bis ich in der Lage bin, stärkeren Anforderungen nachkommen

zu können. Vor allem jedoch werden Herr Stabsarzt Dr. Wernicke und ich nur an die Herren Kollegen Diphtherie-Heilserum abgeben — soweit vorhanden —, die sich verpflichten, einen von Herrn Professor Heubner und mir entworfenen Fragebogen über jeden mit meinem Heilserum behandelten Diphtheriefall sorgfältig auszufüllen und mir einzuschicken. Es ist um der Sache willen unbedingt erforderlich, daß ich über alle Heilerfolge und erst recht über alle etwaigen Mißerfolge rasch und gründlich unterrichtet werde. Denn noch ist der Kampf gegen die furchtbare Seuche nicht gewonnen, noch nicht.“ —

Gewiß, der Sieg war noch nicht errungen. Aber die Entscheidung kann nicht mehr fern sein. Und Emil Behring, die furchtlose Kämpfernatur, Behring spürt: es geht voran. Er ist seiner Sache, wenn eine Steigerung überhaupt vorstellbar, noch sicherer geworden.

Zwar hat sich sein schöner Plan, an das Institut des von ihm dankbar verehrten Geheimrats Binz nach Bonn kommandiert zu werden, Anfang des neuen Jahres endgültig zerschlagen. Die Gründe konnten nie aufgeklärt werden. Dafür hat ihm Friedrich Althoff als erstes Zeichen entstehender Wertschätzung zum „Professor“ verholfen. Emma, die ehrgeizige Schwester und Hausfrau, hat die Zeitungsnotiz mit der Meldung über die Auszeichnung fein säuberlich ausgeschnitten und aufgehoben: „Dem Stabsarzt Dr. Emil Behring, Bataillonsarzt im Inf.-Rgt. Graf Werder Nr. 30, kommandirt als wissenschaftlicher Assistent zum Institut für Infektionskrankheiten zu Berlin, wird am 12. Januar 1893 mit Rücksicht auf seine aner kennenswerten wissenschaftlichen Leistungen von dem Herrn Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten das Prädikat ‚Professor‘ verliehen.“

Behring lebt sichtbar auf, namentlich weil die Zusammenarbeit mit den Höchster Farbwerken sich reibungslos und harmonisch anläßt. Nachdem sie einmal das geschäftlich völlig neuartige Risiko übernommen haben, einer noch heftig umstrittenen Entdeckung, die von sämtlichen Lehrmeinungen abwich, zur technisch und damit prak-

tisch brauchbaren Ausreifung zu verhelfen, gehen sie in großzügiger Weise auf das Ziel los. Für den mit dem Entdecker abgeschlossenen Vertrag war eine Laufzeit bis zum 30. Juni 1897 vereinbart worden. Davon sollte allerdings das erste Jahr, das Jahr 1893, als eine Art Probezeit gelten dergestalt, daß die Farbwerke bis spätestens zum 31. Dezember erklären konnten, sie würden weitere eigene Versuche nicht mehr fortsetzen und die Versuche des Partners nicht mehr finanzieren.

In Höchst hatte man begonnen, Schafe und Pferde nach Behrings Vorschriften gegen Diphtherie zu immunisieren. Dieser selbst hatte seine und Freund Wernickes Versuche dank der ihm von Höchst laut Vertrag zur Verfügung gestellten Geldmittel bedeutend umfangreicher gestaltet. Für den Zweck hatte er sich nahe der Charitéstraße, wo das Koch'sche Institut lag, eine besondere „Dépendance“ eingerichtet, und zwar in einer ziemlich merkwürdigen Lokalität: er hatte nämlich einen — Stadtbahnbogen gemietet, den Berliner Stadtbahnbogen Nr. 278. Was scherte ihn das Gespött der Kollegen, der Stadtbahnbogen bewährte sich. Er war geräumig und lag abseits, so daß sein Mieter dort ungestört arbeiten konnte. Zugleich und eigentlich in erster Linie diente er als Wohnung für die Schar seiner Versuchstiere, für die Schafe und einen Goldfuchs, ein prachtvolles Kutschpferd.

Bald war er auf den Gedanken gekommen, durch den Goldfuchs „zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen“: er hatte sich einen leichten, offenen Wagen zugelegt, um rascher den weiten Weg von seiner Wohnung zu „seinen zwei Instituten“ bewältigen zu können. Der Wagen wiederum war ihm Veranlassung geworden, im Frühling seine Wohnung zu wechseln. Ein paar Häuser von der alten entfernt, Treptower Chaussee 12, hatte sich ein Kanzleirat Schroedter eine stattliche Villa erbauen lassen, zu der ein Stallgebäude gehörte. Behring hatte dem Kanzleirat das obere Stockwerk mitsamt dem Stallgebäude abgemietet, wo er Wagen und Pferd, dazu Käfige mit Ratten und Mäusen, mit Kaninchen und Meerschweinchen unterbringen konnte.

Jetzt, wo er einen Teil seiner Versuchstiere in seiner

unmittelbaren Nähe stets zur Hand hat, kann sich der rastlose Mann den einen oder anderen Weg in die Großstadt sparen. Jetzt kann er sich öfters zur Erholung eine Wagenfahrt durch den großen, herrlichen Treptower Park gönnen. Selten fährt er allein, fast immer dürfen ihn die Kinder seines neuen Hauswirts begleiten. Sie werden seine kleinen Freunde, mit denen er gern plaudert und scherzt. Sie belegen jedes seiner Kaninchen und Meerschweinchen mit einem Kosenamen, sie sind jedesmal pünktlich zur Stelle, wenn der „Onkel Stabsarzt“ oder dessen langjähriger, gutmütiger Bursche Hermann Scholz die Tierchen füttert.

Emil Behring lebt auf. Die Versuche laufen nach Wunsch, die in Höchst, die im Stadtbahnbogen und die in Treptow. Und die ständig eingehenden Nachrichten aus einigen Berliner Kliniken und aus Leipzig von Otto Heubner, mit dem er in zunehmend engeren Konnex tritt, lassen erkennen, daß die Serumspritze der Diphtherie mehr und mehr Opfer zu entreißen beginnt. Bald, so kann er die Schwester trösten, bald wird er auch seiner persönlichen Geldsorgen Herr werden. Schon jetzt gelingt es ihm, die drängendsten Gläubiger zu befriedigen.

Dazu verhilft ihm ein Buch, an dem er während der letzten Monate neben all den sich ballenden Forscherarbeiten unausgesetzt geschaffen hat, und das, von seinem Leipziger Verleger Georg Thieme herausgebracht, alsbald zu einem Standardwerk wird, alsbald vergriffen ist: „Die Geschichte der Diphtherie“; Untertitel: „Mit besonderer Berücksichtigung der Immunitätslehre“. —

Gründliche historische Studien über die Seuche, die als „ägyptische Krankheit“ schon einem Hippokrates bekannt war, über den jahrtausendealten, im Grunde vergeblich gebliebenen Abwehrkampf gegen ihr häufig epidemisches Umsichgreifen, über die ganz allmählich erforschte Enträtselung ihrer wahren Natur hatten sich in meisterhafter Darstellung zu einer sachlich unbezweifelbar fundierten, temperamentvollen Monographie verdichtet. Sie gipfelt in einer zusammenfassenden Schilderung der wissenschaftlichen Voraussetzungen für seine Blutserum-Therapie, des Charakters seines Diphtherie-Heilserums und der chemischen wie physiologischen

Eigenschaften desselben. Sie ist das Werk eines von seiner Sendung fanatisch besessenen Forschers. Sie packt die Leser, den Laien wie den Fachgenossen. Sie alle nehmen aus dem Buche den mutig hingehämmerten Satz zur Kenntnis: „Die Diphtherie kann zu einer ebenso seltenen Todesursache werden, wie das schon jetzt für die Pocken erreicht ist. Die Diphtherie ist eine vermeidbare Krankheit!“

Es klingt wie der Fanfarenstoß eines kühnen Strategen, der nach umfassenden Vorbereitungen, seines Sieges gewiß, zum entscheidenden Angriff übergeht.

*

Nicht lange nach dem weithin gedrungenen Aushall dieses Fanfarenstoßes kommt ein unbeholfenes, aber bezeichnendes Echo also zurück:

„Königreich Polen (Rußland-Polen)
Stadt Radom, den 20. VIII. 1893.

„Vielgeehrter Herr Collega!

Ich war so glücklich, vor einigen Tagen Ihre werthvolle Arbeiten über Blutserumtherapie und Diphtherie zu bekommen und sie mit dem größten Entzücken zu lesen. Es soll mir jetzt gestattet werden, einige meiner Beobachtungen Ihnen, vielgeehrter Herr Collega, mitzutheilen und zu bitten, mir einige Zweifelhaftigkeiten zu erklären. Entschuldigen Sie mich, vielgeehrter Herr Collega, wenn ich mich an Sie wende, obwohl ich weiß, daß Sie nicht viel Zeit bei Ihren mühsamen Arbeiten haben, um solche Neugierige, wie ich bin, zu befriedigen, die das Unglück haben, nur vor Ferne Ihre werthvollen Thaten anzusehen, und keine Möglichkeit, persönlich die wunderbaren Sachen anzuschauen, die Sie in unseren Tagen vollbringen.

„Also pro Io: Die von Ihnen festgestellten Thatsachen über die Immunitätslehre und Heilserum, als auf dem echt wissenschaftlichem Boden basiert, müssen alle denkende Aertzte mit Entzückung erfüllen. Es ist denn auch für uns Aertzte die Zeit gekommen, daß das enge Trappen in der Therapie sein Ende hat. Wie erleichternd, wie erfreulich es für uns ist, das können Sie sich vorstellen.

vielgeehrter Herr Collega, wenn Sie auch das rathlose Stehen bei dem Bette eines mit Infectionskrankheit behafteten Menschen überlebten. Jetzt sind wir in einigen Krankheiten Herrn des Kampfes und werden es sein zweifellos in vielen anderen. Von diesem Punkte ansehend, haben Ihre Errungenschaften den ersten Werth in der Methodik der Medizin. Von da an können wir auch mit Stolz sagen, daß auch die Medizin eine Wissenschaft, nicht allein eine Kunst ist. Weg mit dem Epirismus! — soll es jetzt heißen, und geführt von Meistern dieses Ranges, wie Ihres werthvollen Lehrers Prof. Dr. R. Koch und Sie, können wir schon angstlos der Krankheit und dem Tode ins Antlitz schauen.“ —

So schreibt in rührender Verehrung und unerschütterlichem Zutrauen der kleine Landarzt Dr. H. Fidler aus „Rußland-Polen, Stadt Radom“, an den großen „Collega“ in Berlin. Er stellt ihm auf acht eng bekritzelten Seiten eine Reihe von Fragen über die „Zweifelhaftigkeiten“, die er noch nicht verstanden hat; über vermeintliche Widersprüche, über Dosierung des Diphtherie-Heilserums bei Kindern und bei Erwachsenen und über Einzelheiten bei der Behandlung von Wundstarrkrampf. Er will wissen, ob es bereits ein Heilserum gegen Cholera gäbe, „die uns in Polen heuer angreift“. Er bittet um Bücher, um zwei „Koch'sche Spritzen“ und endlich um größere Serum-mengen, weil es für ihn zu schwer sei, sich das Serum zu beschaffen. — Der Schluß des Briefes lautet folgendermaßen:

„Wie ein durstender Pilger an einer Quelle eilt, um den Durst zu stillen, so eile ich zu Ihnen, vielgeehrter Herr Collega, um meinen Wissenschaftsdurst zu befriedigen, und hoffe, daß ich den rechten Weg nehme. Wenn es mir gelingt, einmal in Berlin zu sein, so wird es meine Pflicht sein, Ihnen persönlich zu danken. Jetzt gestatten Sie nur, vielgeehrter Herr Collega, brieflich zu danken 1₀ für das echte Vergnügen, das ich von Ihren werthvollen Arbeiten bekam und das man so selten in unserem ärztlichen Leben hat, und 2₀ für Alles, was Sie für mich thun wollen und werden.

„Hochachtungsvoll

Dr. med. H. Fidler.“

Der deutsche Stabsarzt muß doch lächeln, als er den langen Brief durchstudiert hat. Schwester Emma aber, eher zu begeistern, tanzt mit den acht Blättern in der Hand durch die von ihr beherrschten Räume der „Villa Schroedter“. Sie ist ganz aus dem Häuschen und ruft ein übers andere Mal aus: „Siehst du, Bruder, der Ruhm marschirt herbei, der Ruhm marschirt herbei! Dieser Widerhall aus polnischer Finsternis ist doppelt so viel wert, als alle Briefe von Monsieur Roux und Monsieur Metschnikoff aus Paris. — Das eine kann ich dir aber sagen: Wenn der ‚vielgeehrte Herr Collega‘ in Berlin dem ‚wissenschaftsdurstigen‘ Dr. Fidler in der Stadt Radom nicht sorgfältig und genau sämtliche Fragen beantwortet, dann kriegt er es mit mir zu tun, der ‚vielgeehrte Herr Collega‘ nämlich, und zwar heftig!“ —

Da lacht der Professor Emil Behring laut auf und versteht, was der Schreibebrief zu bedeuten hat. Und noch desselbigen Abends tut er als gehorsamer Bruder, wie ihm die Schwester befohlen. —

VI.

Fridolin Findeisen, im Bekanntenkreise meistens „FF“ genannt, hielt sich für einen äußerst findigen Reporter. Tatsache war jedoch, zu seinem Glück, daß er als Provisionsvertreter für Schreibwaren und Büromaterial so viel verdiente, um leidlich auskommen zu können. Daneben gelang es ihm, hin und wieder einen Bericht über irgendein Vorkommnis, über irgendeine Person aus dem Getriebe der Reichshauptstadt in seinem Leib- und Magenblatt unterzubringen, im „Berliner Intelligenzblatt“, wofür er ein paar Mark als Zeilenhonorar einstecken durfte. Gut, daß er nicht unbedingt auf diese Einnahmequelle angewiesen war.

Allein dieser Fridolin Findeisen, der immerhin ein betriebsamer junger Mann war, hat es veranlaßt, daß sich erstmalig im Frühling 1894 die Schriftleitung einer großen Berliner Tageszeitung mit Emil Behring befaßte. Und das war so gekommen: Er hatte im Büro des Institutes für Infektionskrankheiten, das zu seiner Kund-

schaft rechnete, nachgefragt, „ob zum nächsten Semester etwas vorläge?“ Bei der Gelegenheit hatte ihm ein Kanzlist den „Tipp“ zugeflüstert, daß der Stabsarzt Professor Dr. Emil Behring in einigen Tagen vierzig Jahre alt würde. Behring, Behring, wer das denn sei, hatte sich Fridolin Findeisen, betreten ob seiner Unwissenheit, erkundigt und darauf in Kürze so viel erfahren, um mit seinem neu erworbenen Wissen vierzig, fünfzig Zeilen füllen zu können. Die hatte er bei dem zuständigen Ressortschriftleiter abgegeben, der sein Möglichstes zu tun versprach.

Am nächsten Tage versammeln sich die Schriftleiter zur üblichen Morgenkonferenz im Zimmer des Chefs, die ebenfalls üblicherweise mit dessen Frage endet: „Hat einer der Herren sonst noch etwas vorzutragen?“

Diesmal ja. Der Kollege, der Kunst und Wissenschaft betreut, sagt: „Am fünfzehnten, also übermorgen, wird der Stabsarzt Dr. Behring, Assistent bei Robert Koch, vierzig Jahre alt. Er hat vor Jahresfrist den Titel Professor erhalten, wir haben seinerzeit die Meldung auch veröffentlicht. Unser Mitarbeiter FF hat auf Grund eigener Informationen knapp zwei Blatt über Behring geschrieben. Ich wollte anheimstellen, den Bericht...“

„Behring, Stabsarzt Behring?“, unterbricht ihn der Chef etwas ungeduldig, „kenne ich nicht. Welche Meriten hat der Herr?“

„FF hat erfahren, daß Professor Behring ein neues Heilmittel gegen Diphtherie und gegen Wundstarrkrampf erfunden habe.“

„Wer weiß etwas darüber?“, fragt der Chef in der Runde. Niemand, so scheint es, denn niemand antwortet.

„Also, mein Lieber“, meint der Chef trocken, „ich stelle fest, daß in unserem Kollegium kein Mensch etwas von dieser Erfindung weiß, die an sich zweifellos höchst begrüßenswert wäre. Und unser trefflicher FF wird ja wohl schließlich kaum behaupten können, daß hier lauter ahnungslose Idioten sitzen. Aber immerhin, — um gerecht zu sein, will ich seinen Bericht hernach unserem medizinischen Mitarbeiter als Fachmann zur Begutachtung vorlegen. Wenn an der Sache etwas sein sollte, können wir ja der Veröffentlichung nähertreten. Ob-

gleich ich der Ansicht bin“, womit der Chefredakteur die Konferenz beendet, „daß man nur bei ganz überragenden Persönlichkeiten eines vierzigsten Geburtstages in der Tagespresse gedenken sollte.“ —

Um es gleich vorwegzunehmen: der Bericht erscheint nicht. Denn der medizinische Mitarbeiter hat erklärt, daß die Behring'sche Entdeckung in der Fachwelt noch als durchaus umstrittenes Problem gelte, daß seine Heilmethode z. B. von Geheimrat Virchow und seiner Schule völlig abgelehnt werde. Worauf der Chefredakteur entschieden hat, den Artikel von Fridolin Findeisen dem Archiv als Material zuzuweisen und seinem Verfasser aus Billigkeitsgründen das halbe Zeilenhonorar dafür aus-zuzahlen.

*

Das „umstrittene“ Geburtstagskind selbst hätte sich wahrscheinlich erheblich gewundert, wenn es am Morgen dieses 15. März 1894 einen Aufsatz über sich in der Zeitung gefunden hätte. Wenn mit etwas, dann ist Behring damit sehr einverstanden, daß über seine Entdeckung und seine Forschungen noch gar kein Geschrei in der Öffentlichkeit erhoben worden ist. Das hätte er keineswegs geschätzt. Aber daß heute die blanke Sonne scheint, daß draußen im Garten die dicken Haselnußkätzchen, das Geschilpe der Spatzen, das anmutige Flöten der Amsel den Anmarsch des Frühlings verkünden, das schätzt er um so höher.

Ein Lebensjahr geringeren Kampfeslärmes, doch um so geduldigeren und auch erfolgreichen Forschens war zu Ende gegangen. Er blickt befriedigt auf das Jahr zurück. Was hat Emma ihm soeben bei dem schwesterlichen Geburtstagskuß ins Ohr geraunt? Im neuen Lebensjahr werden sich seine Hoffnungen glänzend erfüllen, sie sei tief innerlich von der Überzeugung durchdrungen! Der Glückwunsch hat ihm wohlgetan.

In bester Stimmung beguckt er sich noch einmal seinen Geburtstagstisch, die Frühlingsblumen, den mächtigen Kuchen nach heimatlich-westpreußischer Art, die kleinen Geschenke. Und ein stattliches Päckchen Post liegt daneben. Er schaut erst nach den Absendern: Tante Hedwig aus Hansdorf hat geschrieben; die Lehrersbrüder

Albert und Paul; Freund Wernicke und Geheimrat Binz; alte Freunde aus der Studentenzeit, der Muttray, der Poelchen, der Scheurlen. Auch berufliche Briefe sind gekommen, sie liegen diesmal zu unterst: von Höchst, vom Pasteurinstitut in Paris, von Heubner aus Leipzig und von anderen. Ganz unten findet er eine Drucksache. — Na, die geht am schnellsten, denkt Behring und öffnet sie:

„No. 355.

Chemische Fabrik NN

Berlin, den 15. März 1894.

DIPHtherie-ANTITOXINLÖSUNG NN.

Dargestellt in der bacteriologischen Abtheilung der Chemischen Fabrik NN von Dr. med. Hans Aronson.“

Zweimal überfliegt er den augenfällig aufgemachten Kopf des Werbeprospektes, den er in der Hand hält. Dann springt er auf und ruft, nein brüllt geradezu in den Flur: „Emma, komm doch mal fix her!“

Die Schwester antwortet: „Ich kann nicht, Emil. Mußt dich schon zu mir in die Küche bemühen.“

Im selben Augenblick steht der Bruder bereits in der Küchentür und hält der Hausherrin das Blatt hin: „Kannst du dir solche Unverschämheit vorstellen?“

Emma Behring wirft einen Blick auf den Prospekt und sagt: „Doktor A-ron-son?! — Aha, 'n Jüd. — Nette Konkurrenz, mein Bruder. Ausgerechnet als Geburtstagsüberraschung! — Ich hab' euch ja immer gewarnt, daß ihr euch beeilen müßt, wo du das Verfahren so haargenau in der Fachpresse veröffentlicht hast. — Was schreibt denn die Firma?“

„Habe ich noch gar nicht gelesen“, gesteht Behring und beginnt: „„Durch die Untersuchungen von Héricourt und Richet und besonders durch diejenigen von Behring ist nachgewiesen, daß im Blute künstlich gegen eine bestimmte Infektionskrankheit geschützter Thiere Stoffe vorhanden sind, welche, auf andere Thiere übertragen, diesen gleichfalls Immunität verleihen.““

Er macht eine Pause. „Schau, schau, das scheint sich ja mittlerweile herumgesprochen zu haben. Nur ist falsch, was über die beiden Franzosen gesagt wird. Denn Héri-

court und Richet haben mit dem Blut normaler, nicht-immunisierter Hunde gearbeitet, von dem sie sich irgend eine Heilwirkung versprochen. Auf diesen fundamentalen Unterschied zu meinen Arbeiten habe ich schon vor zwei Jahren hingewiesen. Sehr eingehend scheint Dr. Aronson die einschlägige Fachliteratur nicht verfolgt zu haben.“

Halblaut liest er weiter. Ab und zu schüttelt er den Kopf. Plötzlich haut er auf das Papier: „Hör' zu, Emma, jetzt kommt die Pointe. — „Das Ziel, die Antitoxinlösung am Menschen zu Immunisirungs- und besonders auch zu Heilzwecken mit Erfolg zu verwenden, war erreicht, sobald es gelang, noch höhere Schutzwerthe zu erzielen und vor allem ausreichende Mengen von der Antitoxinlösung zu beschaffen. Zu diesem Zwecke haben wir durch Errichtung einer unter der Leitung des Herrn Dr. med. Aronson stehenden Bacteriologischen Abteilung in unserem Etablissement und durch Anlage eines ausgedehnten Viehbestandes umfassende Einrichtungen getroffen und sind nunmehr in der Lage, ausreichende Mengen der Antitoxinlösung liefern zu können.““

„Eine rührige Konkurrenz!“ schiebt die Schwester trocken ein.

Behring überhört den Spott: „Das Nächste ist sogar fett gedruckt: „Durch Vervollkommnung der Immunisirungstechnik und durch neue Methoden der Concentrirung ist es gelungen, den Immunisirungswerth der Antitoxinlösung auf eine bisher unerreichte Höhe zu bringen. Die von uns in den Handel gebrachte Antitoxinlösung entspricht etwa dem Zwanzigfachen des sogenannten Behring'schen Normalserum. Zur sicheren Immunisirung gegen Diphtherie genügt bei Kindern und Erwachsenen die einmalige Injektion von 1 ccm — für kleine Kinder ist $\frac{1}{2}$ ccm ausreichend — mittelst einer sterilisirten Spritze.““

Behring muß innehalten und sich verschnaufen. Die Erregung schüttelt ihn. Mit Riesenschritten fegt er durch die Küche. „Das ist doch ein starkes Stück“, braust er auf. „Woran wir jahrelang arbeiten, die Technik der Serumherstellung und seine Konzentration zu vervollkommen, das hat sich der Herr Aronson anscheinend aus dem pp Ärmel fallen lassen. Daß ich nicht lache: ein

Kubikzentimeter genügt, ein Kubikzentimeter!! — Auf der zweiten Seite wird obendrein behauptet, hier, wörtlich: „ „Diese Lösung ist so wirksam, in Klammern, gleich dem zwanzigfachen Normalserum, Klammer zu, daß sie nach Behring auch für Heilzwecke ausreicht!““

Er tobt: „Welche Frechheit, sich dabei auf mich zu berufen! — Na, denen werde ich's heimzahlen. Die können sich freuen! Namentlich der famose Kollege Aronson!“

„Wundert dich der, Bruder?“, fragt Emma gedehnt. „Du solltest jüdisches Geschäftgebaren doch von der Heimat her in bestem Gedächtnis behalten haben. Unser Vater hat immer gesagt: Der Jude spricht deutsch, aber er denkt nicht deutsch.“

Inzwischen hat Behring den Prospekt bis zum Ende überflogen: „Du, zuletzt wird ein von Dr. Aronson erfundenes Antitoxin in fester Form angekündigt, das noch vierhundertmal wirksamer als die Lösung sein soll. — Quatsch ist das, Quatsch. — Und zum Schluß heißt es: „ „Wir haben den Alleinverkauf der ‚Diphtherie-Antitoxinlösung NN‘ für Deutschland der hiesigen Apotheke sowieso in der Chausseestraße übertragen.““ — Hahaha, die wird keine großen Geschäfte damit machen. Dafür werde ich sorgen, und zwar sogleich!“

„Willst du arbeiten, Emil?“ forschte die Schwester. „Heute an deinem Festtag? Du vergißt, daß wir Besuch zum Essen erwarten.“

„Besuch, sagst du? — Kann ich nicht brauchen, Emma. — Ich bin heute für niemand mehr zu sprechen. Das hier ist wichtiger!“ — Im Zorn wird er unhöflich und schlägt krachend die Küchentür hinter sich zu.

*

Vierzehn Tage später. — In der Charité Berlin hält der Oberarzt Müller den vorbeihastenden Kollegen Friedrich am Zipfel seines weißen Kittels fest: „Einen Augenblick, Herr Kollege. Haben Sie schon einen Blick in die DMW *) von heute geworfen?“

„Nein“, erwidert dieser, „noch keine Minute Zeit gehabt.“

*) DMW = gebräuchliche Abkürzung für „Deutsche Medizinische Wochenschrift“.

„Oh, das lohnt sich aber“, meint Dr. Müller, „Behring hat's dem Aronson gegeben, und wie, sage ich Ihnen! Wollen Sie einmal sehen, ist ganz kurz.“

Dr. Friedrich liest: „Zur Diphtherieheilungsfrage. — Von Stabsarzt Prof. Dr. Behring. — In einem seitens der Chemischen Fabrik NN versendeten Prospekt, betreffend eine in den Handel gebrachte ‚Diphtherie-Antitoxin-Lösung NN‘ werden unter mehrfacher Berufung auf meinen Namen irreführende Angaben gemacht, die geeignet sind, meine Entdeckung eines spezifischen Diphtherieheilmittels zu discreditiren.“

„Ich habe zu dem Prospekt folgende Bemerkungen zu machen:

„1. Die Angabe, daß das NN'sche Präparat nach der von Prof. E. und mir eingeführten Berechnung ein 20faches Normalserum sei, ist unwahr. Nach einer von Prof. E. an dem käuflichen Präparat vorgenommenen Prüfung bleibt der Werth desselben um ein mehrfaches hinter der Angabe der Fabrik zurück.“

„2. Der in dem Prospekt enthaltene Satz: „„Diese Lösung ist so wirksam (gleich dem 20fachen Normalserum), daß sie nach Behring auch für Heilzwecke ausreicht““, ist infolgedessen gleichfalls unwahr.“

„Man erkennt daraus, daß bei dem Vorgehen der NN'schen Fabrik die Berufung auf meinen Namen eine illegitime ist.“

„Selbstverständlich nehme ich an, daß die Fabrik in gutem Glauben gehandelt hat und nur durch den in dem Prospekt genannten medicinischen Berather, Dr. Aronson, zu den oben charakterisirten unberechtigten Angaben gekommen ist.“

Die beiden Herren sehen sich gegenseitig an. „Donnerwetter, das nenne ich deutlich“, sagt der eine.

„Bin gespannt, wie die Firma oder ihr Berater darauf erwidern werden“, sagt der andere.

*

Zur selben Stunde sitzt der Stabsarzt Professor Dr. Emil Behring im D-Zug Richtung Frankfurt a/M. Er muß nach Höchst. Er muß mit den Farbwerken reden. Er ist

entschlossen, nachdrücklich dafür einzutreten, daß das Versuchsstadium abgeschlossen wird, daß sein Heilserum auf den Markt kommt. Er will sich auf keinen Fall die mühsam errungenen Früchte jahrelangen, gewissenhaften Forschens in letzter Stunde aus der Hand winden lassen.

In Höchst ist man alles andere als aufgeregt. Die erfahrenen Männer lächeln nur: „Jeder blamiert sich, so gut wie er kann.“ Sie wissen, was es heißt, komplizierte Heilmittel derart zu erproben, daß Rückschläge ausgeschlossen sind. Sie wissen, daß man hierbei gar nicht behutsam genug vorgehen darf. Und da sie von dem durchschlagenden Erfolg ihres Serums, also Behrings Entdeckung, schon heute überzeugt sind, kann sie der „kleine Berliner Zwischenfall“, wie sie das Vorgehen Dr. Aronsons bezeichnen, nicht im geringsten aus der Fassung bringen.

Die angetroffene Atmosphäre starker Zuversicht beruhigt auch Behring. Er weiß ja, daß es seine Zeit braucht, bis die vielen angeschafften Hammel, Rinder und Pferde so weit immunisiert sind, um das rettende Heilserum fortlaufend spenden zu können. Er sieht ein, daß die geringste Übereilung nur schwere Nachteile zur Folge haben kann. Und er reist nach ein paar Tagen, innerlich gehoben und beruhigt, wieder zurück.

In Berlin ist gerade in Nr. 16 der Deutschen Medizinischen Wochenschrift Aronsons Entgegnung erschienen. — „Eine lendenlahme Antwort“, behauptet Freund Wernicke. Damit hat er nicht Unrecht. Aronson beschränkt sich im wesentlichen darauf, darzulegen, daß der von Behring eingeführte Begriff „Normalserum“ schon öfters geschwankt hätte und vielleicht kürzlich wieder geändert worden sein könnte. Und er appelliert an eine Nachprüfung seiner Angaben „durch competente, nicht persönlich bei dieser Sache interessirte Autoren.“

Darauf hat Behring gewartet. Die Abfuhr, die er im nächsten Heft derselben Zeitschrift dem Gegner erteilt, läßt an Schärfe nichts zu wünschen übrig. — Erst setzt er auseinander, daß er oder seine Mitarbeiter bisher dreimal an verschiedenen Stellen publiziert hätten, was unter „Normalserum“ zu verstehen sei, und daß diese drei

Stellen inhaltlich übereingestimmt hätten, der Begriff „Normalserum“ demnach niemals geschwankt habe.

Dann fährt Behring fort: „Fast noch schlimmer ist die Redewendung, in welcher Herr Aronson an Autoren appellirt, ‚die nicht bei der Sache interessirt sind‘. Ich bin allerdings bei dieser Sache interessirt, sogar sehr interessirt, denn ich habe diese Sache zu meiner Lebensaufgabe gemacht. Aber mein Interesse ist himmelweit von dem verschieden, wie Herr Aronson es versteht. Mein Interesse an der Sache ist von der Art, daß ich rücksichtslos gegen mich, aber auch rücksichtslos gegen andere auf eine klare Darstellung des Thatsächlichen halten und jeden Compromiß mit solchen Medicinern ablehnen muß, denen die wissenschaftliche Wahrheit nicht obenan steht. Ich habe rückhaltlos meine experimentellen Ergebnisse so publicirt, daß jeder nicht gar zu unfähige Mediciner dieselben jetzt nachmachen kann, und ich werde das nach wie vor so halten, weil nur auf diese Weise ein schneller wissenschaftlicher Fortschritt ermöglicht wird. Es ist ja nicht zu leugnen, daß damit auf dem von mir erschlossenen therapeutischen Gebiet eine gewisse Gefahr verbunden ist. Ich selbst gedenke, die neuen Heilmittel, insbesondere das Diphtherieheilmittel, erst dann der Öffentlichkeit zu übergeben, nachdem vorher alles getan ist, was nach menschlichem Wissen einen Mißerfolg unmöglich macht. Da habe ich denn freilich ein Interesse daran, daß nicht Leute, welche finden, daß es sich um Dinge handelt, die man leicht in Geldeswerth umsetzen kann, vorzeitig meine Mittel zu einem Handelsartikel machen. Aber nur vorübergehend habe ich gelegentlich des von Herrn Aronson unternommenen Versuches einer vorzeitigen geschäftlichen Ausbeutung meiner experimentellen Ergebnisse bedauert, daß ich auch unberufenen Medicinern das Arbeiten auf diesem Gebiete durch die offene Art meiner Mittheilungen ermöglicht habe. Vielmehr sehe ich mich reichlich für die unangenehmen Erfahrungen dadurch entschädigt, daß durch die Mitarbeit vieler, von reinem wissenschaftlichem Streben geleiteter Männer die Diphtherieheilung mit meinem Mittel schon jetzt so weit gediehen ist, daß für den Kundigen über den Werth desselben kein Zweifel mehr existirt. (So erfahre

ich aus Pasteur's Institut von den ‚sehr günstigen‘ Heilresultaten in Paris.) Man darf wohl hoffen, daß in der medicinischen Wissenschaft das Vorgehen des Herrn Aronson, welcher auf meinem ureigensten Gebiet sogar durch die Inanspruchnahme von Patenten die weiteren Studien zu beschränken versucht, eine Ausnahme bleiben wird!“ —

VII.

Für die korrekt arbeitenden, für die wirklich ernsthaften Angehörigen ihrer Wissenschaft wäre diese heftige Polemik in der angesehenen Deutschen Medizinischen Wochenschrift vielleicht überflüssig gewesen. Sie wußten infolge einer seit dreieinhalb Jahren nicht abreißen- den Folge von Veröffentlichungen Behrings und seiner Mitarbeiter in verschiedenen Fachblättern, auf wessen Seite das Recht lag. Für sie war nur noch die eine Frage wichtig: Werden die Prüfungen in den damit betrauten Kliniken zeigen, daß die großartige Entdeckung Behrings tatsächlich als „Therapie“, als ein Heilverfahren beim Menschen, angesprochen werden kann? Sie fesselte daher von der letzten Entgegnung des gereizten Entdeckers eigentlich nur eine Mitteilung, die er durch eine (hier in Klammern gesetzte) Fußnote ganz nebenher gemacht hatte, nämlich der Satz: „So erfahre ich aus Pasteurs Institut von den ‚sehr günstigen‘ Heilresultaten in Paris.“ — Damit hatte Emil Behring zum ersten Male etwas über seine Beziehungen zur französischen Forschung öffentlich verlauten lassen; Beziehungen, die sich bald sehr enge und fruchtbringend ausgestalten sollten. —

Robert Koch und Louis Pasteur, der eine Arzt, der andere Chemiker, waren die bahnbrechenden Erforscher jener geheimnisvollen Welt des unendlich Kleinen geworden, der Bazillen und verwandter einzelliger Lebewesen. Koch hatte seine Forschungen durch die Entdeckung des Tuberkelbazillus einem Höhepunkt entgegengeführt, Pasteur die seinen durch Entdeckung der Tollwutbehandlung. Der Deutsche hatte 1891 in der Charitéstraße zu Berlin das „Institut für Infektions-

krankheiten“ gegründet, der Franzose etwas früher das nach ihm benannte „Institut Pasteur“ in der Rue Dutot zu Paris. Beide hatten eine von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Schülern um sich geschart, beider Namen als Forscher und Lehrer waren längst zu ruhmvollen Begriffen gestempelt. Zur Zeit, als Behring um seinen Aufstieg rang, galt er selbst als der markanteste Schüler des Meisters Koch, während von den Pasteurschülern der französische Arzt Emile Roux und der russische Zoologe Elias Metschnikoff international bekannt geworden waren. Emile Roux, der Giftforscher, war Behring von vornherein durch seine Auffindung und Darstellung des Diphtheriebazillengiftes nahe gerückt, und Elias Metschnikoff war als Schöpfer der Lehre von den Phagozyten, von den Freßzellen im Blut der Tiere und Menschen, zu eigenen Gedankengängen über Immunität gekommen, was Behring naturgemäß höchlichst interessieren mußte. Und so waren seit 1891 zwischen diesen beiden — namentlich Metschnikoff — einerseits und dem deutschen Stabsarzt andererseits briefliche Beziehungen auf der Basis gegenseitiger Hochachtung vor den wissenschaftlichen Leistungen der jeweils anderen Seite entstanden. Kaum eine wichtige Arbeit aus Behrings nimmermüder Feder, die dieser nicht sofort nach Paris geschickt hatte, wie umgekehrt sich auch Roux und Metschnikoff das gleiche hatten angelegen sein lassen.

Sehr bald hatte Emile Roux, der Arzt, nicht bloß den wissenschaftlichen Wert, sondern vor allem die praktische Bedeutung der Entdeckung seines Berliner Kollegen erkannt, falls es möglich wäre, sie durch technische Vervollkommnung der Serumgewinnung zu einer neuen Heilmethode ausreifen zu lassen. Selbständig hatte er sich an die Lösung der technischen Frage gemacht, doch nicht als heimlicher Konkurrent Behrings, sondern mit dessen Wissen, mit dessen unterstützender Beratung. Unabhängig von Behring war er auf das Pferd als geeignetstem Heilserumspender verfallen, hatte mit geschickter Hand verhältnismäßig rasch ein ausreichend konzentriertes Diphtherie-Antitoxin erhalten und ab 1. Februar 1894 im „Hôpital des Enfants Malades“ zu Paris die

diphtheriekranken Kinder mit seinem Heilserum behandeln lassen.

Elias Metschnikoff, der sprachgewandte Russe, war von Anfang an in seinen Briefen der dolmetschende Mittler zwischen Roux und Behring gewesen. Jedesmal hatte er mindestens einen Gruß, zumeist aber eine sachliche Bestellung oder Frage an den deutschen Kollegen in Berlin auszurichten, jedesmal empfing er umgekehrt einen Dankesgruß, eine fachliche Antwort, eine Gegenfrage oder einen kurzen Bericht. Für den verbissen kämpfenden Behring war der Briefwechsel mit Paris allmählich zu einem seelischen Bedürfnis geworden, weil er trotz mancher Verschiedenheit in der Auffassung über Einzelheiten klar erkannt hatte, daß er in der Rue Dutot verstanden, geschätzt und wenn nötig wissenschaftlich gestützt wurde.

Gerade in diesen aufregenden Tagen der häßlichen Auseinandersetzung mit Aronson hatte er unter dem 8. April einen langen Brief von Metschnikoff erhalten, der in Behring die anspornende Freudensaiten zum Erklingen brachte. Darin stand: „Es wird Sie gewiß interessieren zu erfahren, daß Roux an einer Reihe von mehr als 200 Diphtheriekindern sehr günstige Resultate bei der Heilung mit Blutserum eines immunisirten Pferdes erhalten hat.“

Großartig! — jubelt Behring. Postwendend antwortet er mit Zeilen herzlichen Dankes, mit der Versicherung, das Gemeinsame in den beiderseitigen wissenschaftlichen Bestrebungen hervorheben zu wollen, mit dem Ausdruck der Freude über Roux' Heilerfolge, endlich mit dem Wunsche nach einer persönlichen Aussprache. Und einige Tage darauf schüttet er mit einem zweiten Brief den Männern in Paris sein Herz aus über „die unwissenschaftliche Konkurrenz, welche er in Herrn Aronson zu bekämpfen habe“; betont er „um so lebhafter das Bedürfnis, gute Beziehungen zu Ihnen und den Herren des Institutes Pasteur zu pflegen“, und fragt vertraulich Emile Roux nach seiner Ansicht darüber, daß Aronson einen Patentschutz anstrebe.

Ohne Zögern, ohne Vorbehalte schreibt Metschnikoff darauf:

„Paris, den 14. Mai 94.

„Verehrtester Herr College!

Zunächst will ich Ihnen die Antwort von Roux auf Ihre Anfrage mitteilen. Was die Angelegenheit Aronsons betrifft, so ist es doch ganz klar, daß in dieser ganzen Frage Ihnen die erste Stelle gebührt. Roux hat die letzten Publicationen Ar's noch nicht gelesen (sie werden für ihn erst ins Französische übersetzt) und kann deshalb über seine Angaben selbst nicht urteilen. Er hält es aber für nutzlos, eine Übereilung zu machen. Er glaubt, daß Sie durch diese vermeintliche Konkurrenz ebensowenig zu fürchten haben, wie seinerzeit Pasteur mit Milzbrand- und anderen Vaccinen.*) Die letzteren wurden ja auch nicht patentiert, und trotzdem kamen alle zu Pasteur, um von ihm die Vaccine zu haben. Der Entdecker wird ja immer als die beste Autorität in seiner Sache gehalten.

„Es wäre sehr hübsch, falls wir uns persönlich zusammentreffen könnten. Ich hoffe, im September nach Budapest zu gehen; Roux wird wahrscheinlich auch dorthin kommen, um gerade dort seine Mitteilung über Diphtherie zu machen. Aber es wäre vielleicht möglich, daß Sie selbst vorher nach Paris kämen. Sie sind ja hier noch gar nicht gewesen. Roux und ich bleiben hier bis Anfang Juli und es würde uns sehr freuen, Sie hier zu empfangen.

„Mit freundlichen Grüßen ihr hochachtungsvoll ergebener

El. Metschnikoff.

Roux läßt Sie bestens grüßen.“

Behrings Zorn verraucht nach und nach. Gewiß, — es kann gar nicht anders sein: wie die Pariser Forscher, so muß auch die Welt billigerweise einsehen und anerkennen, wem „in dieser ganzen Frage die erste Stelle gebührt“. Daß er darüber im Bewußtsein seiner Leistung zu wachen entschlossen ist, wird ihm niemand verübeln können.

*

*) Vaccine (oder Vakzine) = Impfstoffe.

„VIII. INTERNATIONALER
CONGRESS FÜR HYGIENE UND DEMOGRAPHIE

vom 1. bis 9. September 1894 in Budapest.

Unter dem allerhöchsten Protectorate

Sr. kais. u. königl. apost. Majestät.

Protector-Stellvertreter:

Se. kais. u. kgl. Hoheit Erzherzog Karl Ludwig.

Nr. 454.

Das Organisations-Comité des Congresses hat
Hochwohlgeboren Herrn Stabsarzt
Professor Dr. Emil Behring
zum Ehren-Präsidenten der I-ten Section
gewählt.

Budapest, den 23. Mai 1894.“

Die Schwester befällt leibhaftiges Herzklopfen, als sie den Text auf dem vornehm aufgemachten Blatt studiert, übrigens heimlicherweise studiert. Beim Staubwischen war ihr der mächtige Karton aufgefallen, der zu oberst auf dem Schreibtisch lag. Schade, daß man die vier Unterschriften nicht entziffern kann. Aber die Tatsache, daß neben dem Herrn Präsidenten und dem General-Sekretär — lt. Vordruck unter den Namenszügen — noch ein Präsident des Exekutiv- und ein Präsident des Organisations-Comités amtieren, und daß obendrein eine Majestät und ein Erzherzog die Förderung des Kongresses übernommen haben, dies beweist ihr, daß es sich um eine Veranstaltung von Rang und Bedeutung handeln müsse. In deren Ehrenpräsidentschaft hat man ihren Bruder gewählt? Kein Wunder, wenn sie Herzklopfen befällt.

Als der zukünftige Ehrenpräsident zu Tisch nach Hause kommt, fragt sie ihn zunächst, was Demographie sei. Und nachdem er ihr erklärt hat, daß die Ärzte darunter das Studium der sozialen und sanitären Verhältnisse der verschiedenen Bevölkerungsschichten verstünden, gesteht sie ihm ein, wie sie ein Opfer ihrer weiblicher Neugier geworden sei, um sofort die Bitte anzufügen: „Emil, tätest du mich mitnehmen, — nach Budapest?“

Der Bruder lacht und macht mit Daumen und Zeigefinger eine unzweideutige Bewegung: „Woher nehmen und nicht stehlen, bei meinen Schulden? Später darfst du 'mal mit, es gibt noch mehr Kongresse.“

Emma beschwichtigt ihn, sie habe doch bloß gescherzt, und meint: „Aber du wirst dich fabelhaft als Herr Ehrenpräsident machen, stelle ich mir vor.“

Weil er nichts erwidert, stutzt sie einen Augenblick und fragt weiter, ob er etwa das Ehrenamt nicht anzutreten beabsichtige?

Seiner Antwort entnimmt sie, daß er sehr wohl möchte, selbstverständlich, daß er es jedoch noch nicht zu überschauen vermöge, ob er im September nach Budapest reisen könne. Im Sommer und Herbst würden sich für ihn lebenswichtige Entscheidungen zusammendrängen: Bald würden die Höchster Farbwerke sein Diphtherie-Heilserum auf den Markt bringen; dann müsse er endlich volle Klarheit darüber gewinnen, ob er noch auf eine akademische Karriere rechnen könne oder aus dem Staatsdienst auszuschcheiden gezwungen sei, um fortan doch als hauptamtlicher Mitarbeiter der Industrie zu leben; außerdem sei der Streit mit Aronson immer noch keineswegs endgültig erledigt. Freilich, der Umstand, daß Roux und Metschnikoff nach Budapest gingen, daß er dort mit diesen beiden namhaften Forschern persönliche Fühlung bekommen könne, das allein reize ihn schon, den Kongreß zu besuchen. Aber wie gesagt, es sei ihm unmöglich, sich heute bereits festzulegen. Doch werde er auf alle Fälle einen Vortrag für Budapest vorbereiten.

Die Schwester ist mit der langen Rede gar nicht zufrieden. Sie spürt instinktiv, daß langsam eine Welle internationaler Anerkennung den Ruf ihres Bruders zu heben beginnt; sie spürt, daß der Budapester Kongreß eine Chance für ihren Bruder sein könne; aber sie spürt ebenso, daß für das Reifen seiner Arbeitsfrüchte entscheidende Tage nahe bevorstehen. Und da ihr Bruder bisher sein Lebensschiff im ganzen stets zielbewußt und richtig gesteuert hat, vertraut sie ihm auch diesmal, wengleich nicht ohne Bangen, daß er den rechten Kurs innehalten wird.

VIII.

Mit dem 1. August 1894 beginnen die von Bruder und Schwester vorausgeahnten kritischen Wochen, Schlag auf Schlag rollen die Ereignisse ab. Am 1. August eröffnen die Höchster Farbwerke den allgemeinen Verkauf des Diphtherieheilserums. Am 8. August wehrt sich Behring noch einmal mit vernichtender Wucht durch einen kurzen Artikel in der DMW gegen Aronsons Machenschaften. Zur gleichen Zeit zieht Friedrich Althoff eingehende Erkundigungen über die Lehrbefähigung Behrings ein. In nervöser Gespanntheit wartet dieser unterdessen auf das Ergebnis, sich zu jeder Stunde für eine etwaige Berufung bereit haltend. Dieweilen erstattet Emile Roux am 3. September in Budapest einen groß aufgezogenen Bericht „Sur les Sérums antitoxiques“^{*)}. Im Nu wird er seitens der französischen Presse als „notre grand Roux, der Erfinder der Anti-Diphtheritis-Lymphe“, begeistert begrüßt. Am 15. September wird „der bisherige Stabsarzt Dr. Emil Behring“ zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg ernannt. Am 25. September hält er auf dringendes Anraten von Freunden und Verehrern seinen ersten öffentlichen Vortrag über seine Blutserum-Therapie auf der Naturforscher-Versammlung zu Wien. Budapest und Wien werden blitzartig zum Startschuß für eine Flut von Aufsätzen in der Tagespresse Europas über Diphtherie und Heilserum. Hoch Behring, der Retter der Kinder! — rufen die einen. Fort mit der vergiftenden Serumspritze! — schreien die anderen. Während überdies ein Teil der Presse — und zwar nicht bloß der französischen! — gar nicht Emil Behring, sondern Emile Roux als den genialen Entdecker feiert. Die öffentliche Meinung, aus Mangel an Sachkenntnis urteilslos, aber begreiflicherweise an dem Problem brennend interessiert, wird verwirrt, wird beinahe aufgepeitscht, — bis der Staat in den Wirrwarr glättend und bestimmend eingreift. Am Ende des darüber verstrichenen Vierteljahres ist Behring infolge der sich steigernden Aufregungen und

^{*)} Übersetzung: „Über die antitoxischen Sera“.

damit verbundenen Arbeitslast restlos erschöpft und gesundheitlich am Rande seiner Kraft. —

*

Einer Rückschau auf diese Ereigniskette springen einige Einzelheiten ins Auge, die der Chronist aufzeichnen muß.

Die Farbwerke vorm. Meister, Lucius & Brüning in Höchst am Main hatten den Verkauf des Heilserums durch Herausgabe eines Prospektes eingeleitet, der mit keiner Silbe eine aufgeblähte, marktschreierische Anpreisung eines neuen „Zaubermittels“ enthielt, sondern eine streng sachlich beinhaltenete Gebrauchsanweisung war. Sie gaben Behrings Diphtherie-Heilserum in flüssiger Form in drei Sorten ab:

Nr. 1 in Fläschchen mit grünem Etikett = Einfache Dosis = 600 AE (Antitoxin-Einheiten).

Nr. 2 in Fläschchen mit weißem Etikett = 1000 AE.

Nr. 3 in Fläschchen mit rothem Etikett = 1500 AE.

Der Prospekt besagte, daß Nr. 1 als Heildosis für solche Diphtheriefälle genüge, bei denen alsbald nach dem Ausbruch der ersten Krankheitssymptome die Behandlung mit Serum begonnen würde. Die doppelte Heildosis Nr. 2 genüge für die meisten Diphtheriefälle, die bis zum Beginn des dritten Krankheitstages in Behandlung kämen. Vorgeschriftene Diphtheriefälle oder außergewöhnlich schwere Erkrankungen erforderten die Heildosis Nr. 3. — Um gesunde Kinder oder Erwachsene in Zeiten akuter Diphtheriegefahr (z. B. Erkrankung eines Familienmitgliedes) vor Ansteckung zu schützen, genüge der vierte Teil des Inhalts von Fläschchen Nr. 1.

Die Gebrauchsanweisung enthielt ferner genaue Angaben über die Art der Aufbewahrung des Serums, über die Technik der Injektion, über die dafür zu wählenden Körperstellen und über die Reinigung von Spritze und Kanüle. —

Es wäre falsch zu verschweigen, daß diese von ruhiger Sachlichkeit diktierte Art der Einführung des neuen Heilmittels auf weite Ärztekreise ihren empfehlenden Eindruck nicht verfehlte. Geradezu maßlos erstaunt waren

aber all die Mediziner, die vor fünfviertel Jahren im Institut für Infektionskrankheiten den Vorträgen Behrings und Dr. Kossels über die ersten Anwendungen des Serums bei Kindern beigewohnt hatten. Damals war erwähnt worden, daß kleinen Kindern sehr große Serum-mengen von 90 ccm und darüber hätten eingespritzt werden müssen; jetzt enthielt die einfache Heildosis im Fläschchen Nr. 1 mit 600 AE nur gerade noch 6 (sechs) Kubikzentimeter der Serumflüssigkeit, eine derart geringe Menge, die ohne Massage leicht vom Körper aufgesaugt werden konnte. Das mußte allerdings als ein hervorragender Erfolg in der Verbesserung der Herstellungstechnik anerkannt werden.

*

Noch bevor die Höchster Farbwerke Behrings Diphtherie-Heilserum in den Handel gebracht hatten, war von einem Professor Hans Buchner in der Münchener medizinischen Wochenschrift ein Vortrag veröffentlicht worden, den er Anfang Juli auf dem vierten oberbayerischen Ärztetag gehalten hatte. Darin hatte er sich u. a. mit den „neuen Diphtherie-Antitoxin-Präparaten“ beschäftigt und geschildert, wie auf seine Veranlassung sein Assistent Dr. G. Martius das Aronson'sche und das Höchster Präparat im Tierversuch vergleichend erprobt hätte. Das Ergebnis wäre gewesen, „daß die Wirkung des letzteren Präparates mindestens zweimal schwächer als diejenige des Aronson'schen angenommen werden müsse.“ —

Behring kochte vor Empörung. Es war unmöglich für ihn, das hinzunehmen. Und so befaßte er sich nochmals in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, Nr. 32 vom 8. August 1894, mit dem „Fall Aronson“. Er hob hervor, daß Buchner gar kein Höchster Diphtherie-Antitoxin-Präparat habe untersuchen lassen können, da dies vor dem 1. August überhaupt nicht käuflich zu erwerben gewesen sei und Buchner niemals zu Versuchszwecken weder von Höchst noch von ihm, Behring, noch von einem seiner Mitarbeiter Diphtherie-Heilserum erhalten habe. Damit seien alle Äußerungen Buchners über die vergleichende Prüfung hinfällig.

Darüber hinaus betonte er unter Hinweis auf inzwischen

erschienene Arbeiten von Kossel, Heubner, Wassermann und anderen Autoren, daß das käufliche Diphtheriemittel der Höchster Farbwerke für beträchtlich wirksamer und fünfmal billiger — auf den Wirkungswert berechnet — als das Aronson'sche Präparat gefunden worden sei.

Der Schluß seines Aufsatzes, der letzte Hieb vor dem Forum der Fachwelt gegen den unsaubereren Konkurrenten, lautete: „Die Höchster Farbwerke haben mir die zur Nutzbarmachung meiner Entdeckung für die Behandlung diphtheriekranker Menschen erforderlichen großen Geldmittel zu einer Zeit zur Verfügung gestellt, in welcher sich niemand dazu bereit finden ließ. Ich betrachte es daher als meine Pflicht, jeder Darstellung entgegenzutreten, welche Nachahmungen seitens anderer industrieller Unternehmungen mit Unrecht als werthvoller hinstellt.

„Es ist ja jetzt schon so weit gekommen, daß in öffentlichen Blättern Herr Aronson als Entdecker des Diphtherie-Antitoxins gefeiert wird! Das kann ich mit dem Trostspruch ruhig hingehen lassen, daß die Lügen der namenlosen Presse kurze Beine haben. Aber wissenschaftlich renommirte Capazitäten sollten doch etwas vorsichtiger die Sache prüfen, ehe sie diejenigen fördern, welche nichts weiter getan haben, als daß sie mit den von mir angegebenen Methoden gerissen und geschäftskundig meine Entdeckung auszubeuten versuchten, und zwar zum Schaden des kaufenden Publikums.“ —

Das war, wie Behring an Wernicke schrieb, für „den vorlauten Genossen vom anderen Stamm ein gehöriger Denkwort“, der um der Gerechtigkeit willen vielen Freunden von Wahrheit und Billigkeit helle Freude bereitete.

*

Allein sehr bald gelang es einer gewissen „namenlosen Presse“, den rastlosen Kämpfen Behring noch weit toller in Harnisch zu bringen, wogegen der Trostspruch von den kurzen Beinen jeder Lüge nicht mehr genügte. Das geschah durch das „Rauschen im Blätterwald“ nach dem Vortrag von Emile Roux in Budapest und nach seinem eigenen Vortrag in Wien.

Behring hatte auf die Chance Budapest verzichtet, weil er in gespannter Ungeduld auf die amtliche Bestallung als Universitätsprofessor warten zu müssen glaubte. Unterdessen hatte der französische Gelehrte am 3. September in der temperamentvollen Hauptstadt Ungarns über seine, im „Hôpital des Enfants Malades“ erzielten Heilerfolge mit Diphtherie-Antitoxin berichtet: Gegenüber einer Sterblichkeit an Diphtherie in den Jahren 1890 bis 93 von 50—60⁰/₀ sei die Sterblichkeit in dem Hospital ab Februar 94 nach Einführung der Serumbehandlung auf durchschnittlich 24,5⁰/₀ gesunken. Dabei vergaß er nicht, des Schöpfers der neuen Heilmethode zu erwähnen. Er sagte an einer Stelle seines Referats: „La sérumthérapie est restée à l'ordre du jour de la médecine, depuis que M. Behring a fait connaître les propriétés du sérum des animaux immunisés contre la diphthérie.“ *) Und er schloß seine Rede mit den Worten: „Nous pouvons déclarer que nos résultats confirment ceux de M. Behring et de ses collaborateurs.“ **) Jedoch daß Roux als der bekannte Entdecker des Diphtheriegiftes auf der ersten großen internationalen Erörterung über das neue Heilserum allein hervortrat, der Umstand bewirkte ganz wie von ungefähr im Blickfeld der Öffentlichkeit eine Zurücksetzung des deutschen Forschers. Gegen diese Wirkung verpuffte auch — zumal ihm vor dem Franzosen das Wort erteilt wurde — der Vortrag von Otto Heubner, der eine genaue Beschreibung der Anwendungsart des neuen Mittels am Krankenbette gab und dabei natürlich Behrings überragende Verdienste unterstrich. Der beredte Emile Roux, in der Presse mit dem traditionellen schwarzen Käppi aller Pasteurianer abgebildet, blieb der gefeierte Held des Tages.

Schon begannen deutsche Zeitungen, die „Lesart“ eines „Figaro“, eines „Matin“ und anderer Pariser Blät-

*) Übersetzung: „Die Serum-Therapie gehört heute zu den Tagesfragen der Medizin, seitdem Herr Behring uns die Eigenschaften des Blutwassers (Serums) von Tieren erkennen ließ, die gegen Diphtherie immunisiert sind.“

**) Übersetzung: „Wir können erklären, daß unsere Ergebnisse mit denen von Herrn Behring und seinen Mitarbeitern übereinstimmen.“

ter zu übernehmen, daß „le grand Roux der Erfinder der Anti-Diphtheritis-Lymphe“ sei, als ein Brief des damals in Wien lehrenden Hygienikers Professor Max Gruber eingriff. Gruber drang brieflich unter dem 17. September in Behring und beschwor ihn, trotz aller Schwierigkeiten unbedingt zur Naturforscherversammlung nach Wien zu kommen. Er schrieb: „Da Sie der Verhandlung in Budapest nicht beiwohnen konnten, wäre es meines Erachtens für die Wahrung Ihrer eigenen Rechte und Verdienste gegenüber der Öffentlichkeit höchst werthvoll, wenn Sie bei uns das Wort ergreifen würden, da gegenwärtig alles unter dem Eindruck der Mitteilungen von Roux steht. Ich würde es im Interesse der Sache wünschen, damit es auch bei uns in Wien und Österreich bald zu ausgedehnten Versuchen mit der Heilserumtherapie komme.“

„Ich würde Sie bitten, mir umgehend Nachricht zu geben, wann Sie den Vortrag zu halten beabsichtigen, damit ich denselben rechtzeitig in unseren medicinischen Journalen und in der Tagespresse ankündigen kann.“

Behring, der eben sein Lehramt in Halle angetreten hatte, war von diesem loyalen Beweis freundschaftlicher Gesinnung und ehrlicher Kameradschaft tief beeindruckt. Er sagte zu, nahm einen kurzen Urlaub und stand am 25. September 1894 erstmalig vor dem Parkett einer internationalen Zuhörerschaft, stand in dem bis auf den allerletzten Stehplatz dicht gefüllten großen Hörsaal der Universität Wien und sprach vor Ärzten, Naturforschern und der europäischen Presse über seine Blutserum-Therapie. Seine Ausführungen gipfelten in den prophetischen Worten: „Nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge sind wir in der Lage, die Diphtherie zu einer ebenso ungefährlichen Krankheit zu machen wie die Pocken durch die Schutzimpfung. Von den etwa hundert Millionen Menschen Deutschlands und Österreichs müssen bisher nach dem traurig-ernsten Spruch der Statistik etwa zwei Millionen der Diphtherie verfallen, was drei Millionen Krankheitsfällen entspricht. Da nun bei geeigneter Anwendung meines Heilserums bis zum dritten Tag der Erkrankung zehn, bis zum zweiten Tag sogar nur fünf Prozent der bisherigen Sterbefälle eintreten würden,

haben wir es in der Hand, in den nächsten zehn Jahren mehr als anderthalb Millionen Menschen in Deutschland und Österreich vom sicheren Tode zu erretten.“

Der letzte Satz ging fast unter in einem orkanartigen Beifallstosen, wie es die fünfhundertjährige Universität in der Kaiserstadt an der Donau kaum jemals vernommen hatte.

*

Es schien, als ob ein unsichtbarer Regisseur dem Beleuchtungsinspizienten das verabredete Zeichen gegeben hätte: unzählige Scheinwerfer flammten auf und rückten die Serumspritze, die neue Heilmethode, die Tiere als Serumspender, alle Tierversuche im besonderen, und nicht zuletzt den Stabsarzt-Professor als Entdecker und Erfinder in ihre aufdringlich-grellen Lichtkegel, — wochenlang. Die Lichtkegel waren die Spalten der Tagespresse, die sich immer und immer wieder mit dem Thema befaßten, in Leitartikeln, in Feuilletons, in „Eingesandts“, in Meldungen und Telegrammen, aber beileibe nicht immer freundlich.

Um Gottes willen, zetert ein Blatt, jetzt wird noch mehr geimpft! Bald werden beide Oberarme, beide Oberschenkel, Bauch und Rücken für diverse Impfungen beschlagnahmt. Warum geht man nicht mit natürlichen Mitteln gegen Diphtherie vor? Ein sehr tüchtiger schlesischer Arzt z. B. gäbe jedem diphtherieverdächtigen Kinde sofort stündlich Moselwein zu trinken, die billigste Sorte. Überraschend günstige Wirkungen seien der Erfolg gewesen. — (Bitte, das ist kein Witz des Verfassers!)

Ein anderes Blatt malt ein Schauerbild: „Man denke, aus dem giftigen Dreck, den so ein armes diphtherisches Kind aushustet, bereitet ein Mediziner einen Heiltrank. Wird man nicht an die Zeit des finstersten Aberglaubens erinnert? Ist das nicht die Manipulation der Hexenköche und alten Zauberer, die Jungfrauherzen, Eingeweide, Haarduft, Eulenaugen zum Einnehmen verordneten? Da muß man doch fragen: wo sind die Ortsgesundheitsräthe, wo ist die Gesundheitspolizei, die gegen solche Dinge einzuschreiten hat?“ (Bitte, wörtlich zitiert!)

Ein drittes Blatt schimpft über „ein neues, ein allerneuestes Arkanum*) am Himmel der Quacksalberei: das Behring'sche Heilmittel gegen Diphtherie“. Es wirft die Erfindung in einen Topf mit „dem Hundswuth-, dem Krebs-, dem Cholera-Impfswindel“. Es fordert ein schleuniges Verbot für das Beschreiten derartiger „Quacksalberwege“. „Der Tag, an dem das geschieht, soll ein gesegneter sein in der Geschichte der Menschheit!“, so lautet der Schußknall seiner Kanonade.

Ein viertes Blatt regt sich ernsthaft darüber auf, daß „der Stabsarzt Dr. E. Behring, der angebliche Besieger der Diphtheritis“, in voller Uniform von den Tageszeitungen abgebildet werde. Er ruft erbost und laut nach dem — Ehrengericht.

Ein fünftes Blatt bemängelt heftig die voraufgegangenen Tierversuche und die Serumgewinnung aus Tierblut. Ein sechstes hat dies, ein siebentes hat jenes zu bekritteln. Allein von objektiver Sachkenntnis ist in all diesen und vielen anderen Tiraden schreibwütiger Beserwisser kein Deut zu merken. Doch sie werden gedruckt, sie werden gelesen und vom Volk natürlich auch erörtert, das angesichts dieser leichtfertigen Art, die sogenannte öffentliche Meinung zu fabrizieren, teilweise zu keiner vernünftigen Urteilsbildung gelangen kann.

Ein Kunststück, davon unberührt zu bleiben. — Gewiß, über die erste und zweite Schimpfentgleisung ahnungsloser Journalisten lächelt man spöttisch. Über die dritte zuckt man resigniert die Achseln. Über die vierte und fünfte ärgert man sich schon. Und dann bleibt ein Stachel zurück, ein bohrender Stachel, dessen Vorhandensein man nicht betäuben kann.

Zu dumm, daß er hier in Halle sitzt, wo er gar keine Freunde hat, mit denen er sich aussprechen kann. Die Schwester ist in Treptow geblieben, weil er seine außerordentliche Professur an der Saale nur als ein — hoffentlich kurzes — Übergangsstadium betrachtet. Die Herren Amtsbrüder an der ihm noch fremden Universität begegnen Behring mit kühler Zurückhaltung. Nur einen Vertrauten hat er bisweilen um sich, seinen ehe-

*) Arkanum = Geheimmittel.

maligen Burschen Hermann Scholz. Dessen aktive Dienstzeit beim „Kommiß“ war im Herbst abgelaufen. Aber Scholz war ihm unentbehrlich geworden, weshalb er den um ein rundes Dutzend Jahre jüngeren Mann, einen Schlesier aus dem Riesengebirge, gebeten hatte, weiter in seinen Diensten auszuharren. Die treue Seele hatte gern eingewilligt. Jetzt macht er sich als „Kammerdiener“, als Gehilfe im Laboratorium, als Tierwärter nützlich. Und einmal jede Woche pendelt er zwischen Halle und Berlin „vierter Güte“ hin und her, um hier wie dort nach dem Rechten zu sehen.

Ja, mit Scholz kann er reden. Der einfache Mann versteht seinen Zorn und besänftigt ihn auch: „Wissen Herr Professor, ich habe von den Berlinern gelernt: ‚Mensch, ärgere Dir nicht!‘ Es gibt ja auch Zeitungen, die haben vernünftig geschrieben. Wenn ich Herrn Professor zeigen darf, da habe ich mir ein Feu-il-le-ton aus dem Wiener Fremdenblatt aufgehoben, wo Herr Professor vor acht Tagen den schönen Vortrag gehalten haben. Darin schreibt der Mann: „Das Auge dieses Jahrhunderts schließt sich nicht ohne die beglückende Aussicht, daß die Diphtheritis aufgehört hat, die gefürchtetste der Bakterienkrankheiten zu sein. Und das hat uns gestern Behring verkündet.““ — Feierlich buchstabierend, liest Scholz die zwei Sätze langsam seinem Professor vor. Dann faltet er den Zeitungsausschnitt bedächtig wieder zusammen, läßt ihn in der Briefftasche verschwinden und fügt hinzu: „Der Mann hat recht, Herr Professor. Und die andern? — Pah, die sollen uns schon noch kommen, Herr Professor. Keine Angst, abwarten und Tee trinken. Fräulein Emma in Berlin ärgert sich auch nicht mehr.“ —

Behring muß lachen, fühlt sich aber doch getröstet.

IX.

„Extrablatt! — Eeex-trablatt! — Extrablatt!“, schreien in der Abenddämmerung eines Oktobertages fixe Berliner Zeitungsjungen. Extrablätter werden gern gekauft. Männer und Frauen vergessen ihre Eile und studieren beim Schein der Gaslampen auf der Straße:

„EXTRA-AUSGABE
vom
BERLINER INTELLIGENZ-BLATT
und
BERLINER ANZEIGER.

Berlin, den 8. Oktober 1894.

Gegen das Morden der Diphtheritis!

„Gegen das Morden der Diphtheritis hat sich in Berlin ein Comité mit Professor Virchow an der Spitze gebildet, das einen Aufruf an unsere Bürgerschaft zu Sammlungen für die Beschaffung des Heilserums gegen die Diphtheritis erlassen will.

„In Paris und Wien sind bereits Sammlungen für arme Heilbedürftige eröffnet worden, der Pariser Gemeinderath hat in seiner letzten Sitzung 50 000 Francs zu diesem Zweck bewilligt und Pasteur hat einen Brief an den ‚Figaro‘ gerichtet wegen einer von diesem Blatt veröffentlichten Subskription. Die Franzosen haben bekanntlich dem Dr. Roux vom Institut Pasteur die ‚Entdeckung‘ des Heilmittels, die dem Berliner Professor Dr. Behring zukommt, und von jenem Herrn nur in Frankreich bekannt gemacht worden ist, zugesprochen.

„Die Anerkennung, die darin für den Werth des Heilmittels liegt, kann für die deutsche Wissenschaft nur schmeichelhaft sein. Der große französische Gelehrte, dem das Institut Pasteur seinen Namen verdankt, hat diesen Werth in dem bezeichneten Briefe am besten gekennzeichnet, indem er an den Chefredakteur des Pariser Blattes schreibt:

„. . . Sie haben von den Müttern verlangt, daß sie für die Verbreitung einer Methode beitragen möchten, welche Tausende von Kindern dem Tode entreißt. Ihr Ruf wurde nicht nur gehört, sondern in einer unendlich rührenden Absicht sind die Kinder an die Spitze der Subskribenten gestellt worden. Sie beginnen das Leben, indem sie Gutes tun. Trauernde Eltern riefen das Andenken verlorener Kinder an, um andere Existenzen zu retten. Von allen Seiten hat man sich den Gefühlen voll

Solidarität und der Güte angeschlossen, die Sie in der Presse und im Publikum hervorgerufen haben. Ich danke Ihnen mehr, als ich es sagen kann, im Namen aller meiner Mitarbeiter, welche zugleich für die Wissenschaft, das Vaterland und die Menschheit arbeiten.““

„Wir können diese warmherzigen Worte nur zu den unsrigen machen und bereit, armen Eltern zu helfen, deren Lieblinge von der tückischen Krankheit bedroht sind, haben wir uns, ohne das Ergebnis der öffentlichen Sammlungen abzuwarten, an die Fabrik von Lucius, Meister & Brüning in Höchst gewendet, mit dem Ersuchen, uns

auf unsere Kosten

für die Abonnenten des ‚Berliner Intelligenz-Blattes‘ das Heilmittel sofort zur Verfügung zu stellen.

„Die längst erwartete, heute Nachmittag 4 Uhr 26 Min. eingegangene Antwort lautete, daß es nicht möglich sei, das von uns bestellte große Quantum des Heilmittels zu liefern (jedenfalls infolge der von Wien und Frankreich eingegangenen bedeutenden Aufträge. D. Red.). Wir müssen deshalb den Abgabe-Termin des Heilmittels gegen Diphtheritis einige Tage hinausschieben. Von dem Eintreffen des Heilmittels werden unsere Abonnenten in Kenntniß gesetzt.

„Die Patienten haben sich dann mit dem von ihrem Arzte verschriebenen Recepte an die Apotheke zum Weißen Adler in der Friedrichstraße Nr. 206 zu wenden, wo ihnen gegen Vorlegung der Abonnementsquittung kostenlos das Heilmittel verabfolgt wird.

Der Verlag des ‚Berliner Intelligenz-Blatt‘
und ‚Berliner Anzeiger‘.“

Das war ein Gesprächsstoff für die Berliner. — Selbstverständlich schickt Emma Behring das Extrablatt noch am selben Abend durch Eilbrief nach Halle. An den Rand hat sie hastig mit Rotstift die Worte hingekritzelt: „Junge, wenn das Vater und Mutter noch erlebt hätten!“

Aber der „Junge“ ärgert sich auch über dies Blatt. Er merkt — kaum zu Unrecht — die durchsichtige Reklame des Verlages, die er nicht ausstehen kann. Andererseits

kann er seinem Scholz nicht widersprechen, der begütigend meint: „Reklame hin, Reklame her, — das macht nichts, Herr Professor. Hauptsache ist: sie kommen uns. Herr Professor sollen sehen, es kommen noch mehr auf die Art.“

Scholz hat richtig prophezeit. Vier Tage darauf richtet August Scherl, „Verleger und Eigenthümer des ‚Berliner Lokal-Anzeiger‘“, in seinem Blatt zusammen mit einem Ausschuß angesehenen Berliner Persönlichkeiten „Einen Appell an alle Menschenfreunde“ und fordert die Bevölkerung der Reichshauptstadt zu einer fortlaufenden Geldsammlung auf, um Kranken aus unbemittelten Familien unentgeltliche Behandlung mit Behrings Heilserum zu sichern. Als spontanes erstes Ergebnis des Aufrufs quittiert die Hauptkassé des Berliner Lokalanzeigers über „Summa: 3236 Mk. 90.“ Gleichzeitig damit veröffentlicht sie die Liste der Spender; denn jeder, der gab, will es auch bestätigt sehen, daß er gab. Es braucht nicht mit Namenangabe zu geschehen, Stichworte genügen, oft sehr bezeichnende, mitunter auch rührende Stichworte, wie diese: „Aus unserer Sparbüchse (Paul, Emmy, Klara) 1 M 25; Skatergebnis vom 9. d. Mts. 14 M 80; Motto ‚Behring soll leben‘ 10 M; In Erinnerung an unseren Liebling 15 M; Stammtisch aus der Potsdamerstraße 25 M 50; Elly zum Andenken an ihr Schwesterchen 5 M; Sammlung auf einer Hochzeitsfeier 32 M; Von einem trauernden Vater 5 M; Lohn für meine Censur 5 M; Von einem Brautpaar als Ablösung der unnützen üblichen Blumenspenden 30 M.“ Und viele andere, unzählige kleine Groschen neben vielen großen.

Ungezählte Tausende geben für diese Sammlung. Bis weit in das Jahr 1895 hinein — dies sei vorausgeschickt — läuft die Sammlung fort. Jeden dritten oder vierten Tag erscheint im Lokal-Anzeiger eine Liste der Spender, eine Gesamtquittung über das Ergebnis und später in gewissen Abständen eine Rechnungslegung über die bestimmungsmäßige Verwendung der Gelder. Ein Segenstrom beginnt zu fließen, dessen Verteilung geschickt organisiert wird, indem einige der Berliner Unfallstationen als Abgabestellen für das Serum herangezogen werden. Behring selbst erkennt den Nutzen des Ge-

schaffen und unterstützt von Halle aus die Organisation mit seinem Rat und mit seinem Einfluß bei den Höchster Farbwerken. Vor allem erreicht er, ständig bestrebt, den Kampf gegen die Seuche Diphtherie zu vervollkommen, daß ein Fragebogen über den Verlauf jedes Diphtheriefalles seitens der Ärzte ausgefüllt werden muß, welche Heilserum aus den Beständen der Scherl'schen Hilfsaktion verwenden wollen. Nächstenliebe und Wissenschaft verbünden sich. Die Zahl der geretteten Kinder nimmt zu, dem Forscher aber rundet sich aus den Einzelmeldungen darüber das Bild vom Stande der Schlacht ab, das er braucht, um dem Endsieg zusteuern zu können.

Und scheinbar mehren sich auch, das häßliche Gekeife kurzsichtiger Gegnerschaft übertönend, in vernünftigen Kreisen der deutschen Öffentlichkeit die Stimmen der Einsichtigen. Aus Straßburg und Bremen, aus München und Posen, aus kleinen Orten sogar wie Neckarsulm und Blankenburg am Harz, — um nur Beispiele anzuführen — bringt die örtliche Presse Berichte über verblüffende Heilungen mit dem neuen Mittel von manchmal aussichtslosen Diphtheriefällen. Die Stadtväter werden von den Bürgerschaften angeregt, sich mit der Frage zu befassen, wie das wegen seiner komplizierten Herstellung teure, für ärmere Leute noch unerschwingliche Medikament gerade diesen Mitbürgern zugänglich gemacht werden könne. Die Stadtverwaltungen, bisweilen auch die Provinzial- und Landesbehörden, erwägen, aus öffentlichen Mitteln ihren Krankenhäusern die Beschaffung des notwendigen Heilserums zu ermöglichen. Starke Eindruck löst der hochherzige Schritt der Großherzogin Anastasia von Mecklenburg-Schwerin aus, die am 18. Oktober bekannt gibt, daß die Sarnow'sche Hof-Apotheke in der Landesresidenz Schwerin das Heilserum kostenlos an Ärzte zur Behandlung von Kranken aus armen Volksschichten abgeben werde. Gleichzeitig fordert sie die wohlhabenden Mecklenburger auf, auch ihrerseits das von ihr begonnene Liebeswerk durch Geldspenden zu unterstützen. — Allenthalben wächst das Vertrauen in die von Behring geschmiedete Waffe.

Emma Behring fängt die Stimmen der aufregenden

Zeit in ihrer Weise ein. Sie legt heimlich und für sich persönlich ein „Ruhmesalbum“ an. Sie sammelt jeden Zeitungsausschnitt, dessen sie habhaft werden kann. Aus Berlin und aus der Provinz, selbst aus fernen Orten, selbst vom Ausland schicken Bekannte und Unbekannte, schicken Kollegen und Verehrer und Gegner beinahe Tag für Tag die Notizen aus der Presse nach Halle, die sich irgendwie mit Behring und seiner Tat beschäftigen. Hermann Scholz sorgt dafür, daß keine verloren geht, und bringt sie alle schubweise nach Treptow. Dort klebt sie Emma in ein großes Album, durcheinander die feindlichen wie die freundlichen, wie sie gerade kommen. Und auf das erste Blatt des Albums klebt sie eine Kunst-druckbeilage der Münchener Medizinischen Wochenschrift, entnommen der „Galerie hervorragender Ärzte und Naturforscher“. Das Bildnis zeigt den Bruder auf seines Lebens Mittagshöhe. Seine Augen sind fest auf ein Ziel gerichtet. Der geschlossene Mund, von einem breiten, braunen Bart umrahmt, verrät eherne Entschlußkraft, verrät, daß er die Worte wägt, die er spricht. Hinter der mächtigen, hohen Stirn, die sich im Scheitel verliert, spürt man geniale Gedanken wohnen, Gedanken, deren Verwirklichung ihren Schöpfer soeben in die vorderste Reihe der Forscher geschoben haben.

Jedesmal, wenn sie das Album zur Hand nimmt, um ihm einen neuen Zeitungsausschnitt einzuverleiben, jedesmal dann betrachtet sie das Bild und fühlt: Du gehst deinen Weg, das weiß ich.

*

Nun endlich schlägt auch die Stunde für den Reporter FF, für Fridolin Findeisen, um ein Stückchen dieses Weges nachzutasten.

Natürlich hatte sein Blatt, das „Berliner Intelligenz-Blatt“,*) in den letzten Wochen die wesentlichen Nachrichten gebracht, die über Emil Behring und seine Entdeckung durch die Presse verbreitet wurden. Ebenso hatte es seinen Lesern unmittelbar nach der Extra-Ausgabe vom 8. Oktober einen knappen Lebensabriß über

*) Damals eine große, heute nicht mehr existierende Zeitung.

den urplötzlich berühmt gewordenen Professor keineswegs vorenthalten: daß er von Michaelis 74 bis Michaelis 78 an dem bekannten „Königlich medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelm-Institut“ zu Berlin, der militärärztlichen Akademie, ausgebildet worden sei; daß er im Oktober 78 Unterarzt, im September 80 Assistenzarzt und im März 87 Stabsarzt geworden sei. Aber im Grunde hatte der Chefredakteur Dr. Richter — anders als sein Verleger — immer noch eine skeptische Zurückhaltung bewahrt. Vielleicht wurmte es ihn auch bloß, daß er im Frühjahr so krasse Unkenntnis über Behring an den Tag gelegt hatte, weshalb er sich bloßzustellen fürchtete, wenn er jetzt auf einmal ein zu lautes Loblied auf den kürzlich von ihm abgelehnten Forscher anstimmen lassen würde. Chefredakteur Richter liebte es nicht, seine geistige Autorität irgendwie angezweifelt zu sehen.

Da liefen Ende Oktober zwei neue Meldungen ein, deren Wichtigkeit unmöglich unterschätzt werden konnte. Die eine kam aus Wien und besagte: „In der Pariser Presse wird mit großer Beharrlichkeit Professor Roux als der alleinige Entdecker des Diphtherie-Heilserums gefeiert, während man den Namen Behrings hartnäckig todtschweigt. Ein Mitarbeiter des Wiener Fremdenblattes hat deshalb den deutschen Entdecker des neuen Heilmittels darüber interpelliert, welcher Anteil seinen Kollegen Roux und Löffler dabei zukomme, und von Professor Behring in Halle folgende Antwort erhalten:

„„Professor Löffler ist der Entdecker der Diphtheriebazillen und hat auch über die Natur des Diphtheriegiftes zuerst richtige Anschauungen ausgesprochen. Roux hat das Diphtheriegift zuerst genauer studiert. Ohne die Entdeckung der Diphtheriebazillen und des Diphtheriegiftes würde das Diphtherie-Heilserum nicht in praktisch brauchbarer Form herstellbar sein. Insofern haben Löffler und Roux einen Antheil an dem neuen Diphtheriemittel. Einen Antheil an der Entdeckung des Heilserums selbst haben weder Löffler noch Roux jemals beansprucht. Der Letztere hat aber mit Erfolg die Herstellung des Heilserums unternommen, nachdem die deutschen Arbeiten darüber bekannt gegeben waren.““

Und die zweite Meldung kam aus Erfurt und besagte: „Die Koeniglich-Preußische Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt ernennt Herrn Professor Dr. med. Behring in Halle zu ihrem k o r r e s p o n d i e r e n d e n Mitgliede.“

Die erste Meldung klärte eine beachtliche Streitfrage, die zweite verkündete eine beachtliche Ehrung, die nicht alle Tage verliehen wurde. „Wenn die Dinge so liegen“, meinte darauf Dr. Richter, „dann wird es hohe Zeit für uns, die liebe Konkurrenz schleunigst zu übertrumpfen.“

Er läßt den FF-Mitarbeiter herbeirufen und gibt ihm den Auftrag, sofort ohne jeden Zeitverlust ein spritziges Feuilleton über Emil Behring zu verfassen. Das müsse unbedingt für die nächste Samstag-Abendausgabe fertig sein. Und vor allem müsse es kleine journalistische Raritäten enthalten, persönliche Dinge über den Forscher, die noch keine andere Zeitung gehabt habe.

Fridolin Findeisen versteht, ist beglückt über die Aufgabe und schellt am nächsten Vormittag, nicht ohne leichte Beklommenheit im ersten Stock der „Villa Schroedter“, Treptower Chausee Nr. 12.

Emma Behring öffnet und erklärt dem fremden Besucher auf die Frage, ob er den Herrn Professor einmal sprechen könne: „Bedauere sehr, Herr Professor Behring weilt z. Z. in Halle an der Saale.“

Findeisen kann ein erheblich verdattertes Gesicht nicht verbergen. Mein Gott ja, — richtig, — daß daran auch niemand gedacht hatte, weder auf der Schriftleitung noch er selbst. Nach Halle kann er nicht mehr fahren, über Hin- und Rückreise ginge ein Tag verloren, und das Feuilleton muß morgen früh druckreif vorliegen. Ohne Zweifel steht eine Dame vor ihm, vielleicht die Frau des Forschers, so überlegt er blitzschnell weiter, faßt sich und fragt, ob er wohl die gnädige Frau eine Viertelstunde behelligen dürfe; er sei der und der und komme in dem und dem Auftrage, der sie als die Gattin des Herrn Professor vielleicht auch interessieren werde.

Emma antwortet: „Herr Professor Behring ist nicht verheiratet. — Aber mein Verhältnis zu ihm erlaubt mir wohl, mich für Ihren Auftrag in der Tat zu interessieren. Bitte, treten Sie einen Moment näher und legen Sie ab.“

O-la-la!, schießt es unserem findigen FF-Reporter durch den Kopf, während er der freundlichen Aufforderung Folge leistet, da bin ich am Ende einem kleinen Abenteuer meines Feuilletonhelden auf die Spur gekommen. Das wäre denn doch!

Emma Behring schaut sich den jungen Mann, innerlich etwas belustigt, genauer an, nötigt ihn in ein Zimmer und sagt: „Ich bin nämlich die Schwester von Herrn Professor Behring, müssen Sie wissen.“

Fridolin Findeisen unterdrückt seine Enttäuschung und nimmt umständlich Platz. „Ich vermute, dies ist das Arbeitszimmer Ihres Herrn Brudeis?“, beginnt er die Unterhaltung.

Nachdem Emma bejaht hat, sieht er sich in dem Raum um, macht sich zwei, drei flüchtige Notizen und weist nach dem Schreibtisch auf ein Bild: „Darf ich fragen, gnädiges Fräulein, sind das Ihre Eltern?“

„Jawohl, das waren unsere Eltern, sie sind vor einigen Jahren gestorben. Unser Vater war Lehrer in Hansdorf, wo wir alle zur Welt gekommen sind, da oben in Westpreußen bei Deutsch-Eylau, wenn Sie den Namen kennen.“

Fridolin notiert und, mutiger geworden, stottert er die Frage hervor: „Mir scheint, — daß Sie sehr viel jünger sind, — als Ihr Herr Bruder. Ich meine, — ich weiß, — Herr Professor Behring ist doch im März 1854 geboren. — Und da — hmm — da denke ich mir, daß Sie eine ganze Masse Geschwister haben müssen?“

Emma lacht: „Ein rundes Dutzend waren wir, wenn Sie es genau wissen wollen. Acht Brüder und drei Schwestern leben noch. Ich bin Nummer zwölf, der Emil Nummer fünf in der Reihenfolge.“

Fridolin, beim hastigen Aufschreiben, lacht ebenfalls: „Allerhand für Ihren Herrn Vater, so viel Kinder durchzubringen.“

„Das dürfen Sie glauben, Herr Findeisen“, versichert sie, „unsere Eltern mußten schwer arbeiten, um so viel hungrige Mäuler satt zu kriegen. Vater hatte zeitweilig mehr als 160 Kinder in zwei Klassen zu unterrichten und daneben 18 Morgen Land zu bebauen. Die Land-

nutzung gehörte ja zu seinem Einkommen als Lehrer, er war Bauer und Lehrer in einer Person. Wir Kinder mußten frühzeitig im Garten und in der Landwirtschaft helfen, wir sind alle nicht verwöhnt worden. Im Gegenteil, kann ich wohl behaupten. Aber das war gut so, wenn man's auch immer erst hinterher einsehen lernt. — Nur der Emil“, fügt sie nach einem Weilchen hinzu, „nur der Emil konnte bald nicht mehr mithelfen, als er mit zwölf Jahren auf's Gymnasium kam.“

„Hat nur einer Ihrer Brüder das Gymnasium besucht?“, fragt Fridolin dazwischen.

„Was denken Sie von einem Dorflehrereinkommen, Herr Findeisen? Natürlich hat nur einer studieren können. Und das hat auch nur deshalb geklappt, weil unser Pfarrer Leipholz aus Raudnitz, unserm Kirchdorf, dafür gesorgt hat, daß mein Bruder Freitische und Stipendien bekam. Denn er mußte ja in Hohenstein im Ostpreußischen wohnen, wo das nächste Gymnasium lag, und mußte da beköstigt werden. Bloß in den Ferien kam er nach Hause und dann soll er sich allerdings meist von den anderen abgesondert haben und nachdenklich eigene Wege geschlichen sein. Ich weiß das von den älteren Geschwistern her.“

„Also ist es eine harte Jugend gewesen, kann man sagen“, meint Fridolin Findeisen.

„Das können Sie nicht sagen, junger Mann“, widerspricht Emma lebhaft. „Unsere Kindheit ist schön gewesen. Wo viele Kinder im Hause sind, da gibt's auch viele Freuden, namentlich auf dem Lande. Und Sie dürfen nicht etwa argwöhnen, daß mein studierter Bruder vom Vater vorgezogen wurde. Keineswegs! Die Mutter hat uns öfters erzählt, wie streng der Vater gerade den Emil gehalten hat, wie er in der Schule am meisten von ihm verlangte, wie er in den Ferien seine Schularbeiten für's Gymnasium kontrollierte, wie er ihn manchenmal verhauen hat, wenn er sie schlecht beurteilte, und wie er zornig wurde, als mein Bruder in späteren Jahren mit dem Wunsch herausrückte, er wolle Arzt werden. „Woher er für dies teure Studium das Geld hernehmen solle?“, hat er ihn wild angebrüllt. Die Mutter hat vergeblich Fürbitte beim Vater deswegen getan.“

In die Pause hinein, die Emma Behring einschaltet, sagt Fridolin Findeisen schließlich respektvoll: „Aber er ist doch letzten Endes Arzt geworden?“

„Wie das kam, wollen Sie wissen?“, fragt Emma zurück. „Den Tag wird niemand von uns je vergessen, der ihn miterlebt hat. — Der Vater hatte entschieden: ‚Du wirst Pfarrer und studierst Theologie in Königsberg!‘ Dazu konnte er ihm durch Stipendien verhelfen. Mein Bruder verlebte nach einem guten Abitur seine letzten Herbstferien bei uns zu Hause, Oktober 74. Ich war damals noch ein kleines Mädchel im ersten Schuljahr. Eines Tages brachten wir Bruder Emil zum Bahnhof nach Raudnitz, er sollte nach Königsberg abreisen. Jeden Augenblick konnte der Zug einlaufen. Vater, Mutter und die meisten von uns zehn anderen Geschwistern umstanden den beneideten Studiosus. Mit einem Male kommt unser Bruder Bernhard angerannt und schreit schon von weitem: ‚Emil! Emil, du sollst 'mal gleich zum Herrn Pfarrer kommen!‘ Was los sei, will der Vater wissen, der Zug ginge doch in wenigen Minuten ab. ‚Ganz egal, ganz egal‘, schreit Bernhard außer Atem, ‚der Herr Pfarrer hat etwas furchtbar Wichtiges mit Emil zu bereden.‘ Nach kurzer Beratung trollt mein Bruder mit Erlaubnis der Eltern zum Pfarrer Leipholz. Wir haben vor dem Bahnhof eine Stunde auf ihn gewartet, der Zug nach Königsberg war natürlich längst ohne Emil abgefahren. Endlich erscheint mein Bruder wieder, fällt der Mutter um den Hals und sagt: ‚Ich werde doch Arzt!‘ Und dann erzählt er, beim Pfarrer Leipholz sei ein Neffe zu Besuch gewesen, ein Oberstabsarzt Blumensaht; der habe ihn gefragt, ob er denn auch Militärarzt werden und sich für eine längere Dienstzeit als solcher verpflichten würde? Das habe er bejaht. Da habe ihm der Oberstabsarzt versprochen, er würde ihn an der Militärärztlichen Akademie in Berlin unterbringen, dort würde er gegen Verpflichtung einer achtjährigen Dienstzeit als Militärarzt auf Staatskosten ausgebildet. — Die Eltern sagten Ja und Amen, der Herr Oberstabsarzt hat sein Wort gehalten und so ist meinem Bruder der Weg geöffnet worden, den er bis heute gegangen ist. Wenige Tage später bereits wurde er in Berlin als stud. med. immatrikuliert. Die Vorsehung hat ihm

den Weg gewiesen und ermöglicht“, endet die Schwester ihren langen Bericht.

Fridolin Findeisen ist nachdenklich und still geworden. Er macht sich noch ein paar Notizen und erhebt sich: „Ich danke Ihnen tausendmal, gnädiges Fräulein. Ich danke Ihnen. — Bitte, verzeihen Sie, daß ich Sie so ungebührlich lange in Anspruch nahm. Das Weitere ist mir ungefähr bekannt.“

„Bitte, sehr gern geschehen, Herr Findeisen“, entgegnet die Hausherrin. „Wir sind alle mächtig stolz auf unseren Professor-Bruder, das dürfen Sie in Ihrem Artikel ruhig zum Ausdruck bringen. Darum habe ich Ihnen auch so viel erzählt.“

Fridolin bedankt sich nochmals, druckst aber sichtlich mit etwas herum, setzt dann ein gemacht-schelmisches Gesicht auf und sagt: „Noch eine einzige Frage wollen Sie mir gestatten, gnädiges Fräulein, eine sozusagen indiskrete Frage. — Aber nicht übelnehmen, bitte! — Warum — eh — hmm — warum hat Ihr Herr Bruder eigentlich noch nicht geheiratet?“

Schallendes Gelächter antwortet ihm. „Herr Findeisen, das weiß ich wirklich nicht. — Sie meinen, weil mein Bruder alt genug dazu ist und eine Frau ernähren könnte? — Ja, warum soll er? Er hat es doch gut bei mir? — Vielleicht hat er 'mal eine unglückliche Liebe gehabt. Oder er hat die rechte Frau noch nicht gefunden. Wissen Sie, die Frau eines derart besessenen Arbeitsmenschen zu sein, wie es mein Bruder ist, das liegt nicht jeder. — Fragen Sie ihn selbst einmal bei Gelegenheit, Herr Findeisen. Ich als Schwester kann Ihnen die Frage unmöglich beantworten.“ —

Fridolin schaut verlegen drein und verabschiedet sich. Im Flur aber meint Emma Behring gutmütig zu ihm: „Herr Findeisen, ich will Ihnen noch einen Tipp verraten: Fahren Sie mit der Stadtbahn zum Bahnhof Friedrichstraße und suchen Sie da in der Nähe den Stadtbahnbogen Nr. 278. Dort können Sie vielleicht den ehemaligen Burschen meines Bruders antreffen, Hermann Scholz heißen. Bestellen Sie ihm einen schönen Gruß von mir, dann erzählt Ihnen Scholz noch allerlei, wenn Sie es geschickt anfangen.“

Fridolin dankt wiederum und geht und tut, wie ihm geraten worden. Wirklich trifft er in dem bezeichneten Stadtbahnbogen Hermann Scholz, der sich an einigen Hammeln zu schaffen macht. Fridolin stellt sich vor, richtet den aufgetragenen Gruß aus und schaut dem Manne zu. Er immunisiere die Hammel gegen Diphtherie, erklärt Scholz auf eine Frage. — Womit denn? Mit dem Gift der Diphtheriebazillen. — Wo das Gift gewonnen werde? Im Institut für Infektionskrankheiten. — Auf welche Weise? Indem man Diphtheriebazillen auf eine Nährbouillon in kleinen Schalen impfe, wo sie sich im Brutschrank bei Körpertemperatur sehr rasch vermehren. Dabei schieden sie ihr Gift in die Bouillon aus. Nach einiger Zeit würden die Bazillen durch Karbolsäure abgetötet, ihr Gift jedoch bliebe unverändert in der Bouillon. Das Gift sei wasserlöslich und werde in bestimmter Dosis dem Hammel oder Pferd eingespritzt. — Und dann werde der Hammel oder das Pferd gefeit gegen Diphtherie? O nein, so schnell noch nicht. Das dauere seine Zeit. Nach einigen Wochen bekäme das Tier erst eine stärkere Giftdosis, danach abermals eine noch stärkere und so fort. Mehrere Monate hindurch würden die Tiere so behandelt, ohne Schädigung ihrer Gesundheit. Gerade darauf sehe der Herr Professor besonders strenge. — Und das Endergebnis? Schließlich sei das Tier gegen Diphtherie völlig gefeit. In seinem Serum, in seinem Blutwasser enthalte es das Gegengift gegen Diphtherie, das An-ti-to-xin, wie Scholz behutsam buchstabiert.

Fridolin Findeisen steht zum ersten Male unmittelbar im Banne suchender und siegender Wissenschaft, die Menschen rettet. Und als ihm Hermann Scholz obendrein noch mit schlichten Worten von den jahrelangen Mühen berichtet, die sein Professor habe aufwenden müssen, bis er dies Geheimnis der Natur unbezweifelbar enträtselt hatte, und weiter von den wiederum jahrelangen Mühen, bis aus dem Kern des enträtselten Geheimnisses ein Heilverfahren entwickelt war, da packt Fridolin Findeisen eine Ahnung von der Größe des Forschers, über den er schreiben soll. Und überwältigt von den Erlebnissen des Vormittags beschließt er bei

sich, die indiskrete Frage, die er vorhin in Treptow gestellt hatte, als nebensächlich zu verwerfen.

*

Just als in der Zimmerstraße die Rotationsmaschinen mit dem Feuilleton des FF-Mitarbeiters laufen, just als der Postbote das nachgesandte Diplom der „Königlich Preussischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt“ nach der Treptower Chaussee 12 trägt, in der Frühe am 3. November dieses ereignisreichen Jahres klopft die Schwester nachdrücklich an die Tür, hinter der Emil Behring sich in einem unruhigen Morgenschlaf von einer Seite auf die andere wälzt.

„Aufstehen, Herr Professor, es ist so weit!“ ruft sie.

„Warum denn? Die Sitzung beginnt doch erst um 12 Uhr“, gibt der Bruder unwillig zurück.

„Macht nichts. Du hast einen weiten Weg, mußt ordentlich frühstücken und dich noch vorbereiten. 'raus aus dem Bett!“, kommandiert sie mit strenger Stimme.

Sie wartet, bis sie hört, daß er gehorcht. Hernach mustert sie kundigen Blickes den Gehrock, kein Stäubchen darf zu entdecken sein. Dann setzt sie ihm einen „ordentlichen Happen als Unterlage“ vor. Und beim Frühstück muß Behring ihr von Halle erzählen, woher er gestern nachmittag herübergekommen ist. Es gefällt ihm nicht sonderlich in der Fabrikstadt an der Saale. Aber Emma meint: „Du mußt dich bescheiden und darfst nicht ungeduldig werden, Emil. Bedenke: Vater war bloß ein armer Dorfmagister und du bist schon Universitäts-Professor! Gewiß, noch einer unter vielen ‚Außerordentlichen‘. Doch dein Name ist schon bekannt genug, bald wird er berühmt werden und du wirst ‚richtiger Professor‘. Gib acht, heut' fällt eine bedeutsame Entscheidung.“

Das Gefühl beschwingt Behring ebenfalls. Voller Spannung fährt er ins Stadtzentrum zum Kaiserlichen Gesundheitsamt. Allmählich finden sich dessen Mitglieder ein, zwei Vertreter von Reichsministerien, zwei Protokollführer und zwanzig Ärzte, fast alles beamtete Geheime, die Vertreter Preußens, Bayerns, Sachsens, Württembergs und der übrigen Bundesstaaten in der hohen Körperschaft.

Mit dem „akademischen Viertel“ nach 12 Uhr mittags eröffnet der Direktor des Kaiserlichen Gesundheitsamtes Dr. Köhler die Sitzung mit der einführenden Bemerkung, „daß er die Versammlung einberufen habe, um einen Meinungsaustausch darüber herbeizuführen, ob und welche medicinal-polizeilichen Maßnahmen hinsichtlich des neuen, von Professor Behring erfundenen Diphtherie-Serums angezeigt seien. In Betracht komme die Überweisung des Verkaufs an die Apotheken, die Unterstellung der Abgabe in den Apotheken unter den Bundesratsbeschluß vom 2. Juli 1891,*) die Ausübung einer staatlichen Kontrolle bei der Herstellung und an dem fertigen Mittel, sowie die Festsetzung eines Taxpreises“.

Als erstem erteilt der Vorsitzende dem Professor Behring das Wort. In gestrafften, meisterlich durchdachten Ausführungen gibt Behring einen Einblick in das biologische Wesen seines Heilserums, in seine absolut einwandfrei ermittelte Unschädlichkeit, und gibt einen Überblick über die bisher vorliegenden Heilerfolge. Geheimrat Robert Koch bestätigt auf Grund der in seinem Institut gesammelten Erfahrungen die Darstellung des Vorredners. Dieser oder jener der anwesenden Ärzte ergänzt nach den in seinem Bundesstaat mit dem Serum ausgeführten Heilbehandlungen das durchaus günstige Bild.

Da erhebt sich, nicht ohne betontes Selbstbewußtsein, einer der Geheimen Medizinalräte des Gremiums und läßt sich also vernehmen: „Meine Herren! — Gegenüber einer allzu bereitwilligen — wenn mir der Ausdruck verstattet sei — allzu bereitwilligen Lobhudelei, die mir zum mindesten verfrüht zu sein scheint, halte ich es für meine dienstliche Pflicht, auf die Pressemeldung aufmerksam zu machen, welche im vorigen Monat durch mehrere Zeitungen ging. Meines Wissens war es das angesehene Berliner Blatt ‚Die Post‘, das die Nachricht zuerst veröffentlicht hat. Danach sind drei Kinder aus der Reichshauptstadt infolge Behandlung mit dem Behring'schen

*) Dieser Bundesratsbeschluß enthält die Vorschrift, daß Gläser mit bestimmten Arzneimitteln durch die Aufschrift „Darf nicht eingenommen werden!“ zu kennzeichnen waren.

Serum gestorben. Eine Aufklärung dürfte vor Beschlußfassung unseres Kreises wohl dringend am Platze sein.“

Wie von einer Tarantel gestochen, schnellt Behring von seinem Sitz hoch. Sein Nachbar versucht vergeblich, ihn festzuhalten. Doch Dr. Köhler nickt ihm Gewährung, und Behring schießt wie aus der Pistole heraus los: „Meine Herren, was die Berliner Post verbreitet hat, war nichts als ein Gerücht. Sein Inhalt, daß nämlich drei zu Schutzzwecken behandelte Kinder erkrankt und gestorben seien, hat sich als ein Märchen entpuppt, das die Redaktion dieser Zeitung in ihre Spalten aufgenommen hatte. Professor E. hat dies Gerücht durch mehrere angebliche Gewährstellen hindurch bis auf den Ursprung hin verfolgt, — und was ist da übrig geblieben? Ein Kind, das mit dem Aronson'schen Präparat vor längerer Zeit eingespritzt worden war, bekam später tatsächlich Diphtherie und wurde erst in todkrankem Zustande mit dem Höchster Präparat behandelt, leider jetzt ohne Erfolg. Daß das zur Immunisierung ausgegebene Aronson'sche Mittel nicht genügend wirksam ist, haben Professor E. und ich alsbald, nachdem es in den Handel gebracht war, wiederholt nachgewiesen. Daß andererseits dem Höchster Serum für seine Leistungsfähigkeit gewisse Grenzen gezogen sind, das auseinanderzusetzen bemühe ich mich immer von neuem. Wie man aber aus diesem einen Fall drei an meinem Mittel gestorbene Kinder machen und nach Klarlegung des Tatbestandes obendrein behaupten konnte, daß doch ‚etwas Wahres an der Sache gewesen sei‘, wie das die Post getan hat, — das, meine Herren, ist ein Kunststück, welches über die gewöhnlichen Reporterfähigkeiten hinausgeht!“

„Bravo“, stößt Robert Koch balblaut hervor, um laut und eindringlich hinzuzufügen, daß er die Protokolle über die Untersuchung der ominösen Todesfälle zur Verfügung stellen könne; er habe sie vor etlichen Tagen studiert und als durchschlagenden Gegenbeweis befunden.

Ein gefährlicher Angriff ist abgeschlagen. Die Sitzung nimmt fortan ihren sachlich ungetrübten Verlauf. Besonderen Eindruck ruft die Mitteilung Behrings hervor, „daß seit kurzem in den Höchster Farbwerken täglich über 1000 Fläschchen mit je 5 ccm Serum fertiggestellt

und abgegeben werden könnten, daß augenblicklich ein großer Teil der Höchster Serumproduktion ins Ausland gehe, und daß allmählich die Menge des in Höchst herzustellenden Serums noch eine Steigerung erfahren werde, so daß der Bedarf von dort aus voll gedeckt werden könne.“

Am Spätnachmittag schließt die denkwürdige Sitzung mit folgenden Beschlüssen: Das Serum darf nur in Apotheken feilgehalten werden; es soll in 1 ccm 100 AE besitzen; es darf keine schädlichen Stoffe enthalten. Der Staat verlangt fernerhin, daß der Tierbestand der Werke, d. h. die Serumspender, ein bis zweimal wöchentlich einer tierärztlichen Kontrolle unterzogen werden, um die Übertragung von Tierkrankheiten auf Menschen auszuschließen. Und endlich verlangt der Staat eine amtliche Kontrolle der Serumherstellung „dergestalt, daß jedesmal größere Mengen eines gleichmäßigen Fabrikates, welche auf einmal einzuliefern sind, untersucht werden. Diese Menge wird auf mindestens 10 Liter festgesetzt.“

Auf Anregung von Robert Koch erhält das Institut für Infektionskrankheiten zu Berlin den Auftrag, vorläufig diese amtliche fortlaufende Kontrolle auszuüben. — —

Der unbekanntes Stabsarzt von einst Emil Behring weiß, daß er gesiegt hat. Der Staat als oberste Gesundheitsbehörde hat sein Lebenswerk anerkannt. Kein Wunder, daß an diesem Novemberwochenende des Jahres 1894 ein strahlendes Kleeblatt in der „Villa Schroedter“ sich ein paar Pullen Sekt genehmigt. Nicht aus Übermut und Prahlerei, sondern in dem gehobenen Glücksgefühl, den ein endlich errungener Erfolg nach jahrelangen, oft verzweifelten Kämpfen, Mühen und Sorgen auch bei faustischen Naturen auslösen darf. —

Und als zwei Tage danach der Direktor des Kaiserlichen Gesundheitsamtes unter die kalligraphische Reinschrift des Sitzungs-Protokolles vom vorhergegangenen Samstag seine Unterschrift gibt, da muß ihm wohl der Schutzengel aller Kinder der nachfolgenden Generationen segnend über die Schulter geschaut haben.

„Grand Hotel
Boulevard des Capucines 12, le 29ten December 1894
Paris

„Lieber Wernicke!

Mit den besten Wünschen für's Neue Jahr will ich heute, dem Abend vor meiner Abreise nach Cannes, Dir auch eine Bitte aussprechen, nämlich daß Du und die Deinigen sich etwas meiner Schwester annehmen möchten. Ich glaube, daß dieselbe jetzt doch ein beträchtliches Gefühl der Vereinsamung haben muß.

„Ich werde hier in Paris mit Aufmerksamkeiten von allen Seiten überschüttet, nicht bloß von den Lobrednern der fraternité und égalité, sondern auch von sehr stolzen Leuten oder wenigstens solchen, die das sein könnten. Was mir heute an hochklingenden Namen bei dem Diner begegnen wird, das Bouchard veranstaltet, weiß ich noch nicht. Aber mit einer Kgl. und einer Kaiserl. Hoheit (Prinz Oldenbourg*) und Frau) rauche ich schon gemüthlich Cigaretten und höre die Versicherung, daß man mich in Petersburg wie ein Kind im Hause aufnehmen würde.

„Aber besonders stolz bin ich auf Pasteurs Aufmerksamkeiten. Gestern zum Abschied habe ich seine Reliefbüste en miniature von der Familie Pasteurs erhalten, von welcher der Prinz Oldenbourg mir sagte, daß sie ein großes Kunstwerk und nur in den Händen sehr weniger sei. Nun, Du wirst sie ja sehen.

„Alles in Allem läßt sich sagen, daß es mir unverdient gut geht. Und was das Merkwürdigste dabei ist, mir scheint, als ob es unter solchen Umständen gar nicht anders möglich ist, als daß man bescheiden wird.

„Herzliche Grüße Dein Behring.“

Fast zermürbt von den unaufhörlichen Aufregungen des zu Ende gehenden Jahres, zuletzt aufs tiefste getroffen von den absprechenden Urteilen über seine Lehrfähigkeit, die aus Hallenser Hochschulkreisen gefällt

*) Prinz Alex von Oldenburg, verwandt mit dem russischen Zarenhause Romanow, ein Diplomat jener Zeit.

worden waren, hat Emil Behring sich einen längeren Urlaub erwirkt. Er will im milden Klima des Südens jenseits der Alpen und auf einer Mittelmeerreise wieder zu innerer Ruhe kommen, will Klarheit über seinen ferneren Lebensweg finden, nun, nachdem offensichtlich das Schwerste geschafft ist. Die Zwitterstellung an der Universität Halle als „halber Professor“ inmitten eines Kollegiums, das ihm unfreundlich gegenübersteht, und auf einem Lehrstuhl, dessen Fach ihm nicht recht liegt, der aber zum Herbst gerade frei geworden war, diese unbefriedigende Position behagt ihm nicht länger.

Dazu macht ihm zweierlei innerlich zu schaffen: sein Verhältnis zu Robert Koch und die Zukunft seines Freundes Wernicke. —

Wernicke hatte sich als enger Mitarbeiter, wie als Kamerad und Freund in vielen Nöten hervorragend bewährt. Behring weiß, daß er ihm Dank schuldet, und denkt gar nicht daran, die Dankesschuld zu leugnen. Doch leider war mehr und mehr zutage getreten, daß Wernicke etwas Entscheidendes fehlt: die persönliche Entschlußkraft zuzupacken, um seinen Weg zu machen. Das bedrückt Behring, weil er mancherlei Schwierigkeiten voraussieht; bedrückt ihn besonders, nachdem Wernicke vor kurzem seine Braut Meta Fühth als Gattin heimgeführt hat, also um so mehr nach einer Lebensstellung trachten muß.

Obendrein waren nun noch Differenzen mit Robert Koch entstanden, die Behring aufrichtig bedauerte. Robert Koch, der unbestrittene Altmeister, der „Vater der Bakteriologie“, eine Gestalt von Weltruhm, hatte an sein Institut für Infektionskrankheiten Schüler aus allen Teilen der Erde gezogen. Aber auch um seinen Assistenten Behring hatte sich im Laufe der letzten zwei Jahre ein wachsender Kreis von Mitarbeitern gebildet. Ein Wettkampf zwischen Meister und Meisterschüler war unausbleiblich geworden. Behring, der den sachlichen Wettkampf nicht scheute und nicht zu scheuen brauchte, hätte ihn um der alten und ehrlichen Hochachtung vor seinem Lehrer willen gern von jeder persönlichen Reiberei befreit. Nicht zuletzt aus diesem Grunde erstrebte er mit Nachdruck eine souveräne Wirkungsstätte als or-

dentlicher Hochschullehrer, und zwar in einer anderen Stadt als Berlin.

Rascher als er gedacht, hatte sich der Wettkampf kurz vor Weihnachten zu einem Zwist zugespitzt. Ein Schüler Kochs, Professor Richard Pfeiffer, und ein Schüler Behrings, Dr. Fred Ransom, arbeiteten beide unabhängig von einander, um gegen die Cholera und ihren Erreger ein antitoxisches Heilserum zu finden. Da hatte Koch von Behring verlangt, daß dieser „in Bezug auf die praktische und geschäftliche Verwerthung dem Prof. Pfeiffer nicht concurrirend in den Weg trete“, namentlich nicht bei den Höchster Farbwerken. Das hatte Behring natürlich abgelehnt, einmal wegen seines Schülers Ransom, und zum zweiten grundsätzlich deswegen, weil er sich auf dem Gebiet der Serumtherapie von niemand in sein Verhältnis zu den Höchster Farbwerken dreinreden lassen wollte und konnte. Worauf Koch, zornig polternd, den „Institutsdirektor“ hervorkehrte und kurzerhand Behring für die Zukunft das Betreten des Institutes untersagte.

Den akuten Krach nahm Behring nicht sehr tragisch, er brauchte das Koch'sche Institut ja nicht mehr. Aber der Zwist wurmte ihn, die Bekritteleien in Halle ärgerten ihn, Wernicke machte ihm Kummer, seine eigene Stellung befriedigte ihn gar nicht, und abgespannt und ausgepumpt, wie er sich fühlte, hatte er sich zu dem Heilmittel einer großen, mehrmonatigen Reise entschlossen. Seine Einkünfte erlaubten ihm die Anwendung dieser trefflichen Medizin. Denn das Kriegsministerium hatte ihn am 23. Oktober „auf ein Jahr unter Stellung à la suite des Sanitäts-Corps“ beurlaubt, ein Vorstadium für die von ihm herbeigewünschte endgültige Verabschiedung aus dem Offiziersverhältnis. Damit war der Weg für ihn frei geworden, auch den finanziellen Ertrag seiner Erfindungen annehmen zu dürfen.

Paris war seine erste Reiestation. — „Ich kann nicht leugnen, daß die warme Anerkennung, die ich bisher hier gefunden habe, mir sehr wohlgethan hat“, schreibt er am Weihnachtstage an Althoff. Elias Metschnikoff, Emile Roux, Louis Pasteur selbst, kurz, die Spitzen der medizinischen Wissenschaft Frankreichs feiern ihn als

der Ersten einen. Der deutsche Professor wird als eine neue Berühmtheit von Diner zu Diner, von Souper zu Souper geradezu „herumgereicht“. Er wird dem Ministerpräsidenten, er wird dem Präsidenten der Republik vorgestellt. Man deutet ihm an, daß er Aussicht habe, den St. Pauls-Preis der „Académie de Médecine“ zu erhalten, ausgesetzt für ein Heilmittel gegen die Diphtherie. Man bedeutet ihm, daß er für eine hohe Ordensauszeichnung vorgesehen sei, der deutsche Forscher für eine französische Dekoration! Und Emil Behring kann nicht bestreiten, daß die allseitige warme Anerkennung ihm sehr wohltut, ihn innerlich erwärmt. Trotzdem bleibt er, als müsse es so sein, bescheiden — er selbst. —

*

Der Chronist, der die Entwicklung Behrings zur Persönlichkeit zwischen zwei bedeutsamen Lebensabschnitten, zwischen der Vollendung einer Aufgabe und der Vorbereitung für eine neue, aufzuzeichnen hat, er kann nichts Besseres tun, als einige Dokumente aus diesen Wochen für sich sprechen zu lassen.

Aus einem Brief an Erich Wernicke:

„Hotel Mont Fleury
Cannes

den 23ten Januar 1895.

„Lieber Wernicke!

„Nach Empfang Deines Briefes habe ich Dir telegraphirt, daß Du meine wegen nicht abzulehnen brauchst. In der Tat, wenn Dir die angebotene Stelle convenirt, so nimm sie an. Das muß Du mit Dir selber ausmachen . . .

„Du würdest sehr unrecht thun, wenn Du, wie schon so oft, statt zu fragen, was Dir selbst dienlich ist, Dich auf den Sentimentalitätsstandpunkt stellst und durchaus Opfer bringen willst. Damit nutzt Du mir nicht. Denn ich lasse mich in meiner Stellungnahme zu wichtigen Dingen durch Sentimentalitäten nicht beeinflussen.

„Ich habe ferner es für meine Pflicht gehalten, Dir von der Möglichkeit zu sprechen, daß Du in Amerika fruchtbringende Thätigkeit bekommen kannst, wenn das Patent für Amerika perfect wird. Das ist eine

Aussicht, mehr nicht. Und Du kennst ja das Sprichwort von dem Sperling in der Hand u. s. w.

„Das eine ist unter allen Umständen zu betonen, daß ich sehr unangenehm und schwer daran zu tragen haben würde, wenn später etwaige Hoffnungen, die Du jetzt hegst, nicht erfüllt werden, und wenn Du dann im Stillen das Gefühl weiterträgst, ich hätte Dich von der Annahme einer für Dich günstigen Position abgehalten. Solange als für Dich eine solche Thätigkeit in der Diphtheriesache noch nicht zu finden ist, in welcher Du mehr leistest als jeder andere, kann ich Dir nichts weiter vorher versprechen, als jährlich 4000 Mark, solange ich selbst soviel habe . . . Du weißt ja selbst, daß nicht alle Blüthenträume reifen, und mußst schon versuchen, was ich als Hoffnung ausspreche, nicht gleich als contractliche Verpflichtung anzusehen.

„Also nochmals meinen obersten Grundsatz: Ein gesunder Egoismus, ausgeglichen durch wohlverstandene Rücksichtnahme auf sachliche Ziele, ist für den Mann der einzig würdige Standpunkt. Zu Opfern finden wir in Nothfällen immer noch mehr Gelegenheit, als uns lieb ist. Von vornherein zu Opfern sich bereit erklären, die Aufopferung des eigenen Willens und der eigenen Interessen, das wollen wir den Frauen überlassen und empfehlen.

„Was mein Verhältnis zu Koch betrifft, so weißt Du, daß ich nicht immer mit ihm einer Meinung bin. Da ich aber ihn sehr verehere und ihm viel Dankbarkeit schulde, so ist sehr viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir uns immer wieder versöhnen werden und zuletzt doch wieder an einem Strange ziehen. Wenn ich dann bloß in der Sache Sieger bleibe, so will ich ihm gerne die Genugthuung gönnen, daß er in der Form Recht behält.

„Mir geht es gut. Am 8. Februar will ich mich auf der ‚Augusta Victoria‘ für eine Orientreise einschiffen. Grüße die Deinigen und meine Schwester.

Dein alter Freund Behring.

„Vergiß auch nicht, daß der gute Wille nur im Himmel volle Anerkennung findet, daß auf dieser unvollkommenen Erde nur der Erfolg den Werth entscheidet.“

Aus einem Brief an Elias Metschnikoff:

„Hotel Mont Fleury
Cannes

den 28. Januar 1895.

„Hochverehrter Herr College!

Vorgestern erhielt ich Ihr Telegramm, heute einen sehr freundlichen Brief von Roux. Sowohl die Thatsache der Decoration, als besonders auch der Ausdruck Ihrer und Roux's freundschaftlicher Gesinnung hat mich mit lebhafter Befriedigung erfüllt und ich danke Ihnen beiden aufrichtigst dafür.

„Wir sitzen heute in Cannes in tiefem Schnee; überhaupt ist das Wetter im Januar nicht schön gewesen, nur an wenigen Tagen lernte ich die Vorzüge des südlichen Klimas schätzen. Trotzdem bin ich mit meinem Aufenthalt hier zufrieden. Morgen will ich nach Nizza gehen, um dort bis zur Abfahrt des Hamburger Schiffs ‚Augusta Victoria‘ für die Orientreise zu bleiben. Ich fahre am 10. Februar zunächst nach Malta, dann nach Alexandrien (Cairo), Jaffa (Jerusalem), Smyrna, Konstantinopel, Athen, Messina, Neapel, Algier, Tunis, Gibraltar, Southampton, wo die Landung Ende März erfolgen soll. Ich beabsichtige dann im April nochmals nach Paris zu kommen...

„Bei mir macht sich jetzt immer ernstlicher das Bedürfnis zu experimenteller Arbeit geltend, und wenn ich nicht schon das Billet für die Seereise gelöst hätte, so weiß ich nicht, ob ich nicht vorziehen würde, nach Höchst zu gehen, um dort an den Arbeiten über Tuberkulose-Immunsirung und über Cholera teilzunehmen.

„Genehmigen Sie, verehrter Herr College, den Ausdruck aufrichtiger Freundschaft Ihres...

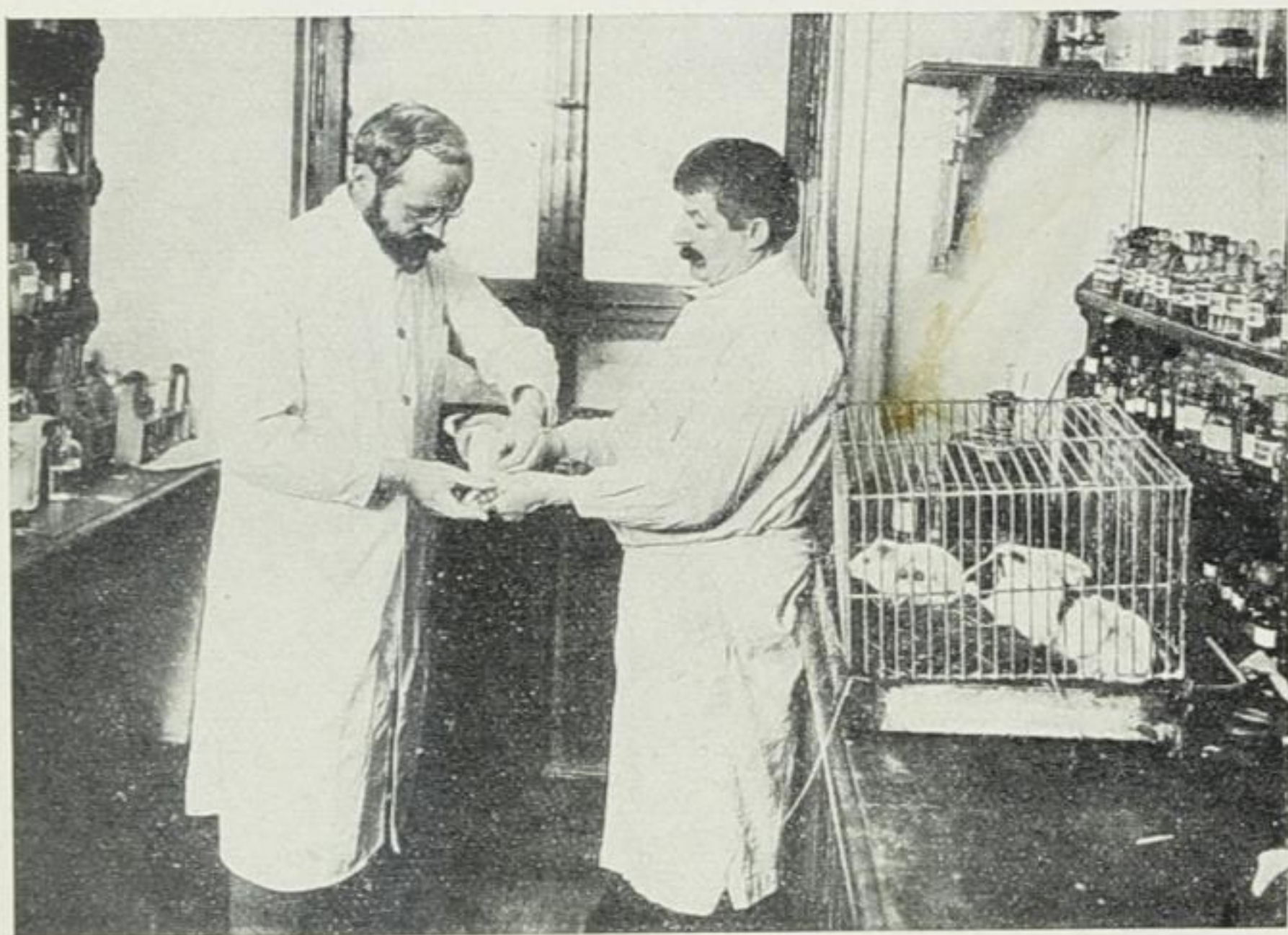
E. Behring.“

Aus einem Brief an Friedrich Althoff:

„Cannes, den 8. Februar 1895.

„Hochzuverehrender Herr Geheimrath!

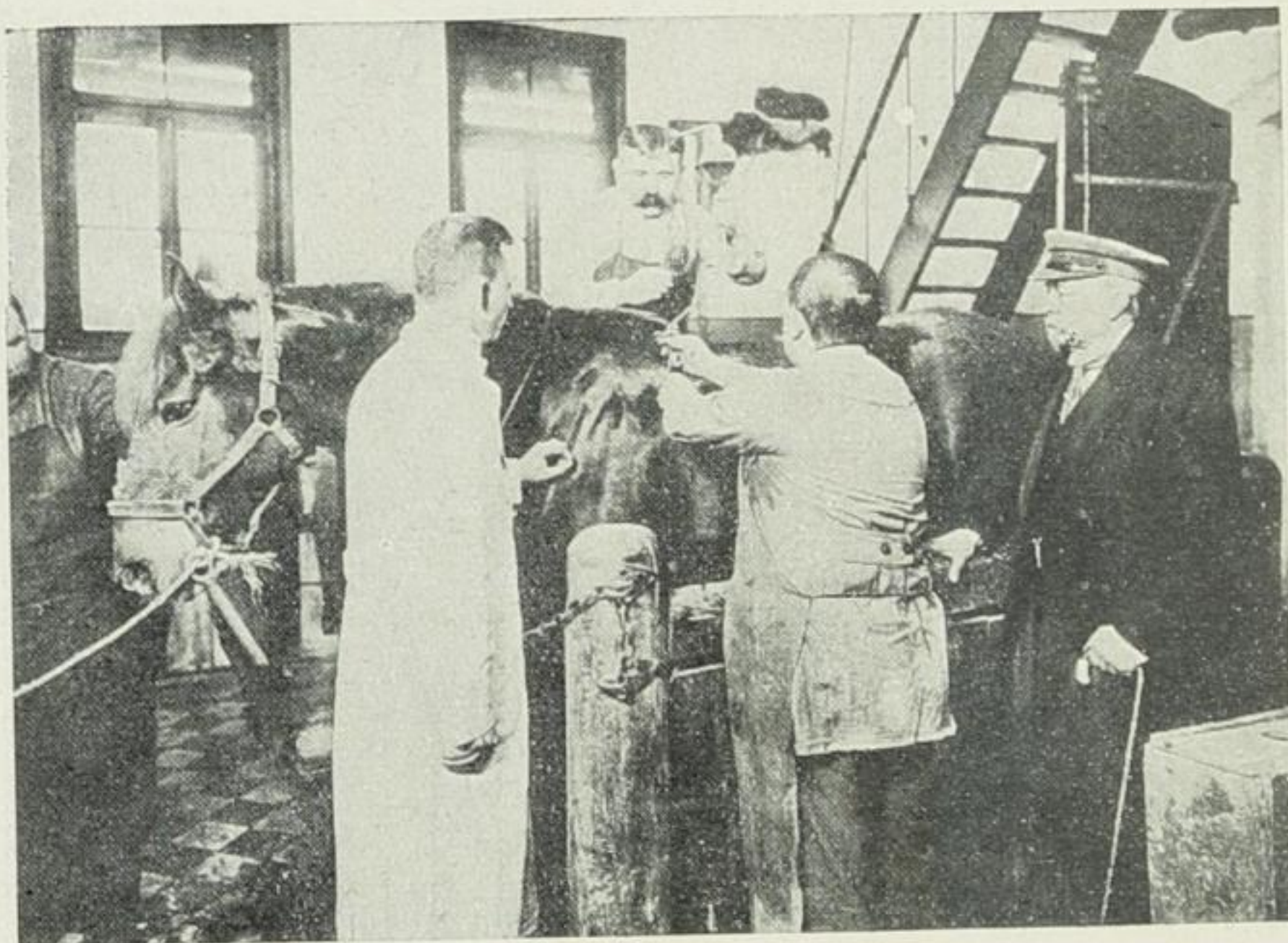
„Ihr unverändertes Wohlwollen für mich, welches in Ihrem Brief vom 31. Januar cr. einen mich tief ergreifenden Ausdruck gefunden hat, will ich dadurch zu verdienen suchen, daß ich rückhaltlos Ihnen meine Nothlage



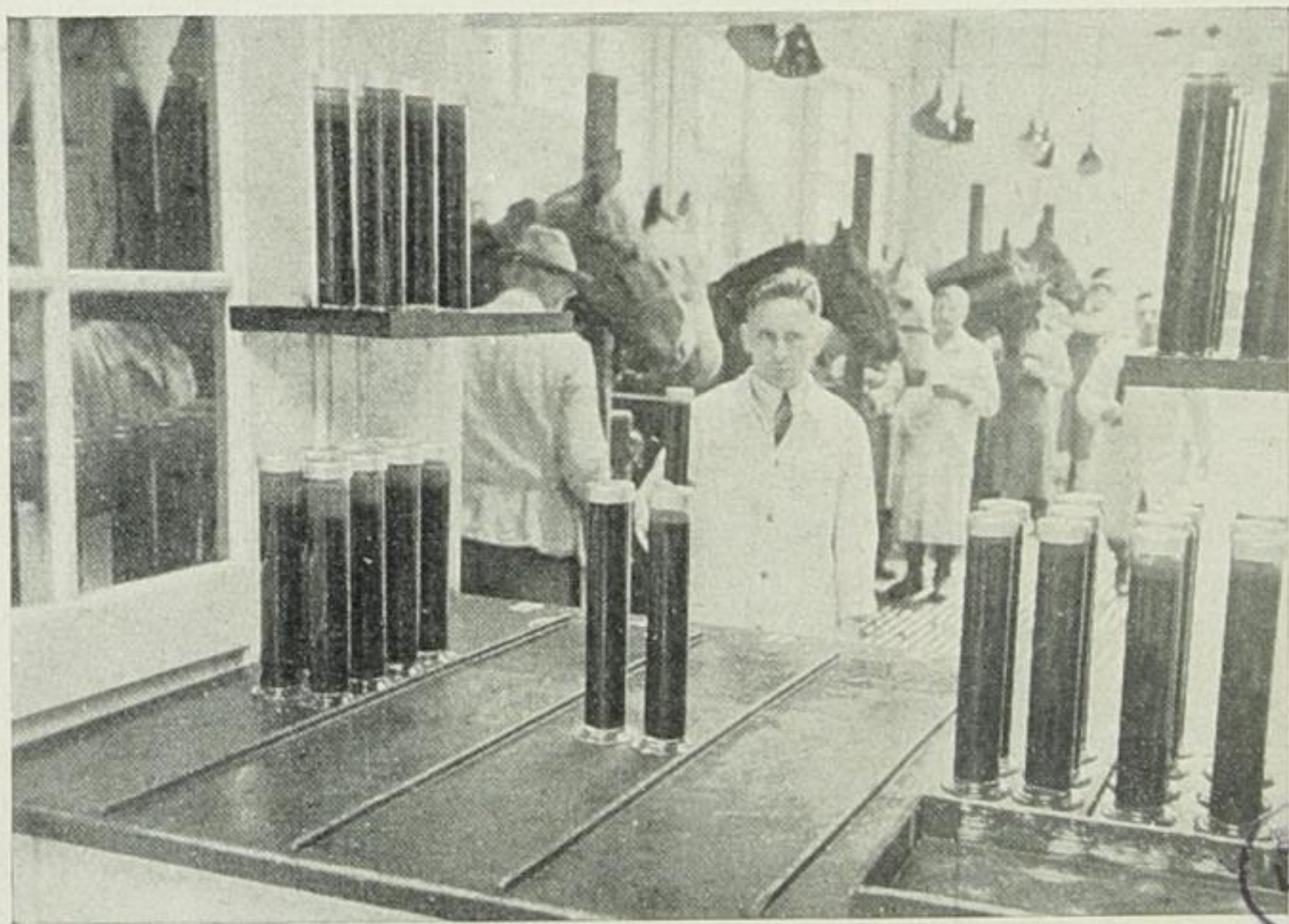
... im Banne suchender, siegender Wissenschaft, die Menschen rettet“: Dr. Carl Siebert, ein Mitarbeiter Behrings, impft ein Meerschweinchen im alten „Behring-Institut“ zu Marburg/Lahn



Große, helle, luftige, mit den modernsten Hilfsmitteln ausgestattete Laboratorien im jetzigen „Behring-Institut“ zu Marburg/Lahn erleichtern der Wissenschaft die Aufgabe, Behrings Forschungen in seinem Geiste fortzusetzen



*Das Pferd als Serumpender seit 50 Jahren:
Behring und ein Tierarzt überwachen eine Einspritzung
(Eine der letzten Aufnahmen des Forschers)*



*Das von Behring geschaffene Verfahren ist geblieben, nur die Ausführung ist
vervollkommnet worden. (Die Standzylinder enthalten das lebenrettende
Heilserum im Blut)*

WACH
LANDES-
BIBL.

schildere und daraufhin es Ihrem Ermessen überlasse, diejenige Entscheidung in meinem Interesse zu treffen, welche Sie nach Lage der Verhältnisse für die zweckmäßigste halten.“

Behring schildert kurz Entstehung und Auswirkung seines Zwistes mit Robert Koch und schreibt weiter: „Nun liegen jetzt für wissenschaftliche Zwecke die Kräfte brach von ganz ausgezeichneten Mitarbeitern, von Wernicke, Knorr, Ransom, v. Lingelsheim, Casper u. s. w. Alle gehen ohne weiteres dorthin, wo ich es wünsche; alle haben den sehnlichsten Wunsch, mit mir zusammenzuarbeiten; alle haben sie durch jahrelange Opfer verdient, daß ich mich bestrebe, eine definitive und fruchtbringende Arbeitsstätte für sie zu schaffen. Die dankbaren Aufgaben liegen auf der Straße. In Paris, in Rom, in Genua, in Petersburg, in London, in Budapest, in Amerika könnte ich jetzt jedem von diesen Herren eine gute Position verschaffen. Aber ich zögere noch immer mit dem Abschluß schwebender Verhandlungen, weil ich immer noch hoffe, daß der preußische Staat die Mittel finden wird, um mir eine von geschäftlichen Interessen unabhängige Arbeitsgelegenheit zu geben.

„Eine solche Arbeitsgelegenheit wäre ein von Höchst aus dotirtes oder auch nur subventionirtes Institut nicht... Aber liegt denn irgend eine Nothwendigkeit vor, die Farbwerke zu einer Subvention heranzuziehen? Ich möchte glauben, daß alle Schwierigkeiten längst gelöst wären, wenn ich in Halle oder Marburg in einer schon bestehenden hygienischen Professur untergebracht worden wäre; und daß auch jetzt es noch nicht zu spät ist, wenn man mich nach Marburg berufen würde... Die Meinung, daß ich dafür ‚zu gut‘ wäre, kann ich als ernsthafte nicht ansehen. So urtheilslos habe ich doch im Allgemeinen mich nicht gezeigt, daß ich nicht wüßte, was ich will, und daß nur Selbsttäuschung der Grund meines Wunsches, eine hygienische Professur zu bekommen, sein könnte. Wenn das noch vor Antritt meiner Lehrthätigkeit in Halle einen Sinn hatte, so muß, nachdem ich jetzt Zeit gehabt habe, mir die Sache zu überlegen, dieses Argument wohl definitiv in Wegfall kommen.

„Unter der Voraussetzung also, daß mangelhafte Qualifikation und daß eine Selbsttäuschung über das, was für meine Ziele gut ist, nicht gegen meinen Wunsch ins Feld geführt werden, bleibi noch das Argument übrig, daß ich meinem speciellen Arbeitsgebiet, den serumtherapeutischen Arbeiten, entzogen werde. Das ist es nun gerade, was ich aus ureigenster Erfahrung und ganz genauer Kenntnis der Sachlage als nicht zutreffend bezeichnen muß. Nichts könnte mehr meine Produktivität schädigen, als wenn ich einseitig diese Arbeiten mit meinen Mitarbeitern cultiviren wollte. Gerade deswegen, um dieser Gefahr zu entgehen, sträube ich mich ja gegen die lockende Aussicht, mit den Mitteln industrieller Unternehmungen die Direktion eines serumtherapeutischen Institutes zu übernehmen. Ich möchte grade für mich und für meine Mitarbeiter den wohlthätigen Zwang empfinden, auf allen Gebieten der Medizin, die zur Therapie und zur Verhütung der Krankheiten in Beziehung stehen, uns au fait*) zu halten. Das war es, was die Fälle von immer neuen Gesichtspunkten dargeboten hatte im alten Hygienischen Institut in der Klosterstraße. Die Aufgaben sind jetzt vielfach andere geworden als damals; auf meinen Reisen, durch Paris und Rom namentlich, habe ich gesehen, daß für mich eine unendliche Reihe von Ideen zu verarbeiten ist, die meinen Laboratoriumsarbeitern die Zeit nicht lang werden lassen wird. Und ich habe die Hoffnung, daß aus einem Institut, an welchem ich mit meinen Hülfskräften für etwas längere Zeit mich einrichten kann, auch für die Studierenden und für die Vorlesungen die Behandlung des Arbeitsstoffes so von mir wird vorgenommen werden können, daß das ewige Gerede von meiner Ungeeignetheit als akademischer Lehrer bald aufhören wird.

„Wenn dann aus dem Bedürfnis heraus für speciell serumtherapeutische Arbeiten — trotz der Nähe von Höchst — in Marburg eine Erweiterung des Institutes nothwendig werden sollte, und wenn dann der preußische Staat dazu keine Mittel hat, dann wird schon mein eigener Ehrgeiz dafür sorgen, daß ich aus Mangel an Mitteln nicht wichtige Probleme unbehandelt lasse.

*) Übersetzung: auf dem laufenden.

„Daß ich früher mehr das Bestreben hatte, in Berlin das Feld meiner Thätigkeit zu finden, das kann jetzt meinen Wunsch, nach Marburg berufen zu werden, nicht mehr beeinträchtigen. Wie jetzt die Sachen liegen, müßte nothgedrungen aus meiner Thätigkeit eine Concurrrenz zum Koch'schen Institut sich herausentwickeln, die — soweit ich mich kenne — sehr bald den Charakter respektvoller Höflichkeit, welchen jetzt meine Beziehungen zum Geheimrath Koch haben, verwischen würden. Und das würde mir sehr leid thun.

„Auch jedes Institut unter meiner Leitung, welches daneben eines von einem anderen Hygiene-Professor geleitetes in derselben Stadt hat, würde sich solche Aufgaben stellen müssen, die als eine Domäne des älteren Institutes angesehen werden würden, und selbst die größte Friedfertigkeit meines Herrn Collegen würde wahrscheinlich an meiner Abneigung gegen Compromisse zu Schanden werden...

„Mein ‚ceterum censeo‘*) ist nach alledem: „Sobald wie möglich eine Hygienische ordentliche Professur ohne Concurrrenz am gleichen Ort.“ —

„Mit dem Ausdruck aufrichtiger Dankbarkeit und größter Verehrung

Ihr Behring.“

„Am Bord des Schnelldampfers ‚Augusta Victoria‘
Hamburg-Amerika-Linie.

den 25. Februar 1895.

„Lieber Wernicke!

Von Frankfurt über Paris nach Cannes, von dort nach Rom und Genua, nach Nizza und Monte Carlo habe ich immerfort meine Kampfesstimmung mitgeschleppt. Aus derselben heraus Dir meine Pläne genauer zu entwickeln, wäre nicht gut gewesen. Jetzt hat sich aber bei mir unter dem Einfluß größerer Erlebnisse eine von dem heimischen Gezänk unabhängige Anschauungsweise herausgebildet. Am Fuß der egyptischen Pyramiden und auf dem Kreuzweg in Jerusalem, auf stürmischer See und in der

*) Ein klassisches Zitat aus dem alten Rom, bedeutet so viel wie: „Übrigens bin ich der Ansicht.“

Stille der sternhellen Nächte auf dem Meer, — da lernt man, die Dinge ein wenig *sub visu aeterni* sehen. Da habe auch ich ein lebhaftes Bewußtsein davon bekommen, daß wer großes auszuführen sich berufen fühlt, Pflichten übernimmt, die es ihm verbieten, kleinlich zu denken und zu handeln.

„Besten Gruß an Dich und die Deinigen

Dein Behring.“

Sechs Wochen später hält Emil Behring seine Bestallung als Professor der Philipps-Universität Marburg an der Lahn und als Direktor des dortigen Hygienischen Instituts in der Hand. Und sehr bald verschmelzen die beiden Namen, der des alten, schönen, echtdeutschen Hessenstädtchens und der seines neuen, bereits weltberühmt gewordenen Professors, zu einem fast untrennbaren Begriff. Marburg und Behring, die beiden Worte sind seitdem nie mehr auseinandergeklungen. Marburg wird ihm die ruhige Arbeitsgrundlage, wird ihm ein fester Pol in der Erscheinungen, in der Probleme Flucht, wird ihm das geliebte Zentrum eines nun endgültig gezogenen Lebenskreises. Und hier erst recht beweist Behring es — mehr noch als in der Kampfzeit—, wie er gelernt hat, alle Dinge und Aufgaben ‚*sub visu aeterni*‘ zu sehen, unter dem Gesichtswinkel des Ewigen.

XI.

„Budapest, den 5. Mai 1895.

„An Wohlgeboren Herrn Professor Behring, Berlin.

„Mein Herr! — Mein Söhnchen Paul, 6 Jahre alt, hatte immer unserm Hausarzt viel mit seinen großen Mandeln zu tun gegeben. Nach fünftägiger Mandelentzündungs-Behandlung konstatierte am sechsten Tage neulich unser Doktor schwere Diphtherie, der Bub hatte schon schwere Athemnot. Sofort holte er den Dr. Bleier und Professor Bokai vom Kinderspital, die auch einen schweren Diphtheritisfall konstatierten und sofort ohne eine Minute Zeitverlust ein ‚Serum Nr. 3 Behring‘, eine ganze Lösung,

verordneten, die den Knaben um halb drei Uhr Nachmittag eingepflicht wurde.

„Herr Professor! Wie soll ich Ihnen umarmen und meiner lieben Frau Gemüth schildern im Angesicht dieser Krankheit, den Würgeengel der Kinder!

„Nach 2½ Stunden kam der Doktor, um die Wirkung des Serums zu sehen. Und siehe: — er konstatierte schon eine Besserung. Der Beleg im Halse hatte seinen Speckglanz gänzlich verloren, und die Grenzen des Belegs waren schon abgerändert. Die Nacht war ruhiger, und der Doktor kam zeitlich früh um 5 Uhr und sagte, daß die Krankheit wie durch ein Wunder Gottes abgewischt sei! — Nachmittags verlangte der Patient zu essen, er bekam ein Drüsengeschwür, welches nach einigen Tagen schön verging, und morgen ist sein erster Schultag. — Dieses ist der Verlauf der Krankheit. —

„Edler Mann! — Ich bitte es für keine Aufdringlichkeit zu halten, vielmehr lassen Sie das Gewissen meiner lieben Frau und meines zur Ruhe kommen. Denn wir müssen außer dem lieben Gott dem Manne danken, dem Erfinder des Serums.

„Wir können Ihnen, Herr Professor, nur einfach aus innigstem Herzen, dem Erretter unseres einzigen Kindes, danken.

„Wir wären glücklich, wenn einer Ihrer Herren Assistenten uns eine Photographie vom Herrn Professor besorgen könnte. Und es ist eine Bitte meiner lieben Frau, den Namenszug des Herrn Professor darauf zu setzen, um ihn jeden Tag in unseren Gebet einzuschließen.

„A jo Isten aldja meg!

Mit dankerfülltem Herzen

Tera es Hermann Ferencz.“

*

Die Deutsche Reichspost ist findig. Obgleich als Anschrift auf dem Umschlag nur stand: „Herrn Professor Behring, Berlin“, — was einmal falsch und zum zweiten unvollständig war, — erreicht das Schreiben seinen Adressaten richtig in Marburg an der Lahn. Eines Morgens liest Behring die Blätter und gibt sie seiner Schwester Emma, die ihm auch hier den Junggesellenhaushalt

führt. Auf dem Schloßberg haben die zwei in einem alten hessischen Bauernhaus, „Bunte Kitzel“ genannt, ihr Quartier aufgeschlagen.

Emma ist von dem Brief erschüttert. „Der erste Dank überseliger Eltern aus dem Ausland!“, sagt sie. „Welch einen unermesslichen Segen deine Entdeckung und dein jahrelanger Kampf gestiftet hat und in Zukunft noch stiften wird, das erkennt man in aller Deutlichkeit gerade aus einem derartigen Brief. — Den Wunsch nach einer Photographie von dir darf ich doch dem Ehepaar erfüllen?“

Behring, der, in ein Fachblatt vertieft, mit seinen Gedanken schon ganz anderswo ist, nickt, macht sich eine Notiz, richtet einen fast visionären Blick gleichsam durch seine Schwester hindurch zu den bewaldeten Lahnbergen hinüber und spricht mehr zu sich, als zu ihr: „So ist das wohl — ‚Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten . . .‘ — Sag', Emma, hab' ich je mit Worten Spiegelfechtereie getrieben? — Ich frage, weil die zünftige Medizin anscheinend immer noch nicht damit fertig wird, daß meine ganze Denkweise außerhalb ihrer Schulmeinung und Tradition steht.“ —

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ohne den an die dunstige Ferne gehefteten Blick auf die Nähe zu sammeln, fragt er weiter: „Sag', Emma, ob sich auch mit Zahlen so trefflich streiten läßt? — Sind Zahlen nicht ehern absolute Größen? — Wir haben stets brennend nach ihnen gesucht, stets leidenschaftlich mit ihnen gearbeitet. — Erst waren's nur die elf Fälle, die Kossel in Berlin behandelt hatte, und die sechzig von Heubner in Leipzig. Dann kam Roux mit zweihundert in Paris. dann die Berliner Charité mit vierhundertundvierzehn. Es folgten Zahlen aus Bremen, aus Greifswald, aus Köln, aus München und vom Ausland aus Graz, aus Wien, aus Budapest, unterstützt von Zahlen aus Italien, aus England, aus Frankreich, aus Rußland, selbst schon aus Amerika und aus Klein-Asien. Und alle Zahlen sagten dasselbe: die Sterblichkeit an Diphtherie ist gesunken, ist erheblich gesunken dort, wo man mit meinem Heilserum behandelt hat. — Nein, Zahlen beweisen, Zahlen beweisen! Mit ihnen kann man unmöglich ‚sich trefflich streiten‘, wie

es Mephisto ironisch von den Worten behauptet. — Wohin kämen wir auf der Suche nach wissenschaftlicher Wahrheit ohne den Wegweiser Zahl?“ —

Behring hält inne, und Emma läßt ihn gewähren, unterbricht ihn nicht, stört ihn mit keiner Gegenfrage, mit keiner Bemerkung. Sie spürt, den Bruder quält innerlich ein neuer Gedanke. Gleich wird er ihn aussprechen.

Behring tippt mit der Hand auf die Zeitschrift vor sich: „Gerade lese ich Zahlen, grauenvolle Zahlen, die ich schon öfters studiert habe. Nicht über Diphtherie, sondern über die Tuberkulose. — Emma, die Tuberkulose wütet entsetzlich unter den deutschen Menschen. Seit 92 haben wir ja erst eine Statistik über die Todesursachen für das gesamte Reichsgebiet. In dem Jahr sind genau 122 152 der Tuberkulose erlegen. Und in den zwei letzten Jahren waren es je rund 124 000.“

Die Schwester horcht erstaunt auf: „Und weshalb erzählst du mir davon?“

Behring überhört Tonfall wie Wortlaut der Frage und fährt nach einem kurzen Blick auf die Zahlenreihen fort: „Die Opfer der Diphtherie waren zumeist die Kinder, ihre Zukunft sichert nunmehr der Schutzdamm meines antitoxischen Serums. Die Tuberkulose dagegen sucht sich ihre Opfer zumeist unter den produktiv schaffenden Menschen. Mehr als 70% der Menschen, die an Tuberkulose zugrunde gehen, standen zwischen dem 15. und 60. Lebensjahre. Ein ungeheurer Verlust für unser Volk. Reichlich ein Drittel aller Menschen, die überhaupt in dieser weitgespannten Altersstufe sterben müssen, in der Blüte ihrer Jugend, in den Jahren ihrer besten Arbeitskraft, reichlich ein Drittel davon sterben an einer Infektion mit dem Bazillus, den Robert Koch entdeckt hat. 1893 waren es 88 654 und letztes Jahr sogar 89 548 Landsleute. Und kein Arzt hat ihnen helfen können, kein einziger Arzt!“

„Emil“, die Schwester faßt ihn dabei fest ins Auge, „Emil, willst du etwa auf Koch's Felde pflügen?“

„Was verstehst du darunter?“ fragt er zurück.

„Ich merke, du willst dich mit der Tuberkulose beschäftigen“, erwidert sie.

„Ach so meinst du das! — Das geschieht schon seit

einigen Monaten. Nach meinen Angaben wurde in Höchst damit angefangen, jetzt arbeite ich hier in meinem Institut zusammen mit meinem Assistenten Knorr an dem Problem, wie auch Wernicke im Berliner Hygienischen Institut. Metschnikoff habe ich schon von Cannes aus eine briefliche Andeutung gemacht. Er wartet interessiert auf das Ergebnis.“

„Ja und wie wird Koch eure Konkurrenz aufnehmen?“

„Von ‚Konkurrenz‘ kann keine Rede sein, Emma“, widerspricht er lebhaft. „Wenn vor etlichen Jahren ein Mediziner erkannt hätte, daß ich bei der Bekämpfung der Diphtherie einen falschen oder unzulänglichen Weg eingeschlagen hätte, und wenn dieser Mediziner dann den richtigen Weg gefunden haben würde, dann hätte ich niemals von ‚Konkurrenz‘ reden können. Jeder wissenschaftliche Forscher muß damit rechnen, daß seine Arbeiten nachgeprüft und erforderlichenfalls von einem klügeren Kollegen verbessert werden. Darin beruht geradezu die Möglichkeit von Fortschritten in Forschung und Wissenschaft.“

„Woraus ich entnehme“, erklärt Emma, „daß du die Ergebnisse Robert Kochs irgendwie vervollkommen willst.“

„Richtig, das will ich mit meinen Mitarbeitern zu erreichen versuchen“, bestätigt Behring. „Wobei wir allerdings in anderer Richtung marschieren werden. — Wir suchen das reine Gift des Tuberkelbazillus. Und wenn wir es haben, wollen wir im Blutserum von Versuchstieren das Tuberkulose-Antitoxin erzeugen, um damit zu heilen.“

„Ich begreife, ich begreife“, ruft Emma aus, „wahrhaftig: ein Ei des Kolumbus! Du willst das gleiche Heilprinzip anwenden, wie gegen Tetanus und Diphtherie. Die Blutserum-Therapie greift die Tuberkulose an.“

„Natürlich, Emma. Und das war doch für mich ein naheliegender Gedanke, wirst du zugeben müssen“, stellt Behring fest.

„Gewiß, gewiß“, stimmt sie zu. „Hier pflügst du auf eigenem Felde. Aber wonach ich mich schon lange mal erkundigen wollte: weshalb wird eigentlich in Höchst kein Tetanusheilserum für den Menschen erzeugt?“

„Weil einerseits die Herstellung des Mittels zu kompliziert und die Krankheit andererseits viel zu selten ist“, antwortet er. „Wundstarrkrampf kann nur entstehen, wenn der Tetanusbazillus, der im Erdboden vorkommt, in eine offene Wunde hineingelangt. Das Unglück tritt beim Menschen zu normalen Zeiten nur äußerst selten ein, wie du dir leicht denken kannst. — Tja, wenn wir Krieg hätten, dann käme es öfters vor. Aber wir haben — Gott sei Dank! — keinen Krieg und werden in absehbarer Zeit wohl auch keinen Kriegsausbruch zu befürchten haben, glaube ich. — Immerhin will ich die Sache im Auge behalten und gelegentlich in Höchst zur Sprache bringen. Bereit sein ist bekanntlich alles.“

„Doch du erklärst jetzt der Tuberkulose einen andersartigen Krieg,“ meint die Schwester ein wenig pathetisch. „Ein großartiges Vorhaben! — Ich bin überzeugt davon, daß die Gebete Hunderttausender von Unglücklichen für deinen Sieg flehen. Ich wünsche ihn dir auch aus tiefstem Herzen, lieber Bruder, noch viel inniger als in den vergangenen Jahren gegen die Seuche der Diphtherie. — Gott helfe dir! Mehr kann ich dazu nicht sagen.“

*

Noch weiß die Welt nichts von dieser Kampfansage. Noch haben ungezählte Tausende von Tuberkulosekranken im Reich, in Europa keine Ahnung davon, daß ein Forscher, der an der Spitze der Weltrangliste seines Standes steht, sich in der Stille anschickt, die Erlösungsmöglichkeit von ihrem Leiden zu finden. Noch immer bedeutet die ärztliche Diagnose, die auf Tuberkulose lautet, zusammengezogen in den zwei kleinen Buchstaben „Tb“, noch immer bedeutet dies Tb trotz Lungenfürsorge und Heilanstalten für Hunderttausende in aller Welt ein furchtbares Todesurteil, ein langsames Dahinsiechen, eine ausweglose Hoffnungslosigkeit.

Um so geballter wirft Emil Behring seine Genialität, seine zähe Arbeitskraft, seine unvergleichliche medizinische Erfahrung gegen den nun aufs Korn genommenen Feind in die Wagschale. Bis zum Jahre 1895 stand die Diphtherie in der Statistik über die verschiedenen Todesursachen an zweiter Stelle, Behring hat die Voraus-

setzung dafür geschaffen, sie von dieser Stelle zu entthronen. Und in der Tat wird sie in den folgenden Jahren weit zurückgedrängt. Die traurige Führung aber in diesen Statistiken nimmt in fast allen Ländern Europas und vielen überseeischen Staaten die Tuberkulose ein. Er will ihr die unheimliche Führung entwinden.

Ein Jahrfünft hat es gedauert, bis er über die Diphtherie den unbestrittenen Sieg errungen hatte. Ungeachtet der von seinem Lehrer Koch bereits geleisteten Arbeiten gegen die Tuberkulose, ungeachtet seines eigenen, inzwischen in den Fundamenten unerschüttert errichteten Lehrgebäudes der Blutserum-Therapie, von dem er ausgehen will, unterschätzt Behring die neue, seine zweite Lebensaufgabe keine Sekunde. Er ist sich von vornherein darüber klar, daß ihre Lösung kaum weniger Energie und Zeit erfordern wird. Aber einen gewichtigen Faktor stellt er als nachteilig gar nicht in Rechnung: seinen Weltruhm.

Der Behring, der vor fünf Jahren den Kampf mit dem Diphtheriebazillus aufnahm, war ein unbekannter Stabsarzt, einer von Tausenden seinesgleichen, dem höchstens seine Vorgesetzten und etliche Kameraden eine gewisse besondere Befähigung nicht absprachen. Doch der Behring, der sich 1895/96 anschickt, der Tuberkulose zu Leibe zu rücken, dieser Behring ist schon ein über die schwarzweißroten Grenzpfähle hinaus bekannter Universitätsprofessor; ist korrespondierendes Mitglied zweier angesehenen deutscher wissenschaftlicher Körperschaften, ist Ehrenmitglied der Gesellschaften der Kinderärzte an den Universitäten zu Moskau und St. Petersburg, ist Ehrenmitglied der Italienischen Gesellschaft für Hygiene zu Mailand; ihn schmücken schon das Offizierskreuz der Französischen Ehrenlegion und das Ehrenkreuz des mecklenburgischen Greifenordens; das Dekret, das dem jungen Professor den Charakter als ‚Geheimer Medizinalrat‘ verleihen soll, wartet nur noch auf die vollziehende Unterschrift durch seinen kaiserlichen Landesherren.

Wenn der Stabsarzt Behring aus Berlin einen Vortrag über irgendeine Phase seines Kampfes gegen Diphtherie und Tetanus hielt, so berichteten darüber wohl die

Deutsche Medizinische Wochenschrift und die Berliner Klinische Wochenschrift und noch das eine oder andere ärztliche Fachblatt. Die breitere Öffentlichkeit wußte jahrelang nichts von seinem Suchen und Forschen. Sobald indessen der Behring aus Marburg an der Lahn, dieser „Retter der Kinder“, einen wissenschaftlichen Vortrag über Tuberkulose hält, dann horcht die breiteste Allgemeinheit auf, dann berichtet die Presse des Reichs, die Presse Europas über jedes seiner Worte. Und von Stund an sind die Augen der internationalen Öffentlichkeit auf sein Institut in dem kleinen Hessenstädtchen gerichtet, Augen voll nichtswürdiger, überflüssiger Sensationslust, aber auch Augen voll ehrlich aufglimmender Hoffnungsfreudigkeit. Sie bedrängen ihn geradezu. Sie sehen auf seine Hand, die behutsam an der Mikrometerschraube des Mikroskops beim forschenden Suchen dreht; sie sehen auf die gleiche Hand, die Ergebnisse aufzeichnet und Schlußfolgerungen niederschreibt; sie verschlingen begierig jedes seiner Worte, welche die Presse druckt.

Diese beängstigende Teilnahme von Millionen Unbekannter, unheimlich angezogen von dem Magnet Welt-ruhm, sie wirkt wie eine Peitsche. Je hartnäckiger sich der Tb-Bazillus dagegen wehrt, das Geheimnis seiner Niederzwingung preiszugeben, desto hastiger treibt Behring die Peitsche vorwärts, bis ihn eine rastlose Unruhe packt, die ihn beherrscht und hetzt: Du mußt! Du mußt! —

Zu Beginn des Tuberkulosekampfes schreibt er einmal an einen seiner Jugendfreunde: „Du hast es gut. Wenn Deine militärärztliche und private Thätigkeit erledigt ist, dann kannst Du im Schoß Deiner Familie jeden Tag Dein Tagwerk beschauen. Meine Thätigkeit dagegen geht immer auf die Zukunft, und je mehr gearbeitet wird, um so mehr bleibt immer zu tun übrig . . .“ —

Auf die Dauer braucht alle Forschung das Klima atmosphärischer Ruhe und Ausgeglichenheit. Vielleicht wäre es für die Legion tuberkulosesiecher Mitmenschen wie nicht zuletzt auch für den Forscher Emil Behring ein größerer Segen gewesen, wäre ihm als äußere Arbeitsbedingung die Atmosphäre der Ruhe und Ausgeglichen-

heit beschieden geblieben. Sein persönlicher Ehrgeiz, sein persönliches Temperament hätten als Triebfeder vollauf genügt. —

XII.

Der gigantische Kampf des Genies Emil Behring gegen die Tuberkel-Mikrobe harrt der Darstellung des kongenialen Dichters, welcher, den schwierigen Stoff souverän beherrschend, die vielfach verschlungenen Irrungen und Wirrungen und die dramatischen Höhepunkte des urgewaltigen Ringens nachzuempfinden und lebendig nachzugestalten weiß. Es muß das Hohelied vom deutschen Forscherethos werden. — Der Chronist will, um nicht zu ermüden, nur die Hauptstationen dieses Wegstücks seinem Lebensbilde Emil Behrings einfügen. —

Ungefähr vier Monate nach der Unterhaltung zwischen Bruder und Schwester im Garten der „Bunten Kitzel“ erfährt ein größeres Publikum erstmalig, was Behring damals seiner treuen Hausgefährtin eingestanden hat. Er hält auf der 67. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte zu Lübeck einen Vortrag über das Thema „Leistungen und Ziele der Serumtherapie“. Mit einem von den verschiedensten Krankenanstalten und aus den verschiedensten Städten zusammengetragenen statistischen Zahlenmaterial schildert er breit und ausführlich die bisherigen Leistungen der von ihm geschaffenen Serumtherapie gegen die Diphtherie, um sich dann über „Wissenschaftliche Ergebnisse und praktische Ziele in bezug auf die Serumtherapie bei anderen Infektionskrankheiten“ zu äußern.

Zwei Infektionskrankheiten stellt er in dem Zusammenhang besonders in den Vordergrund, die Cholera und die — Tuberkulose. Gegen den Kommabazillus der asiatischen Cholera, der ebenfalls ein lösliches spezifisches Gift produziere, habe sein Assistent Dr. Ransom im Tierversuch ein Antitoxin gefunden, an dessen Verbesserung und stärkerer Konzentrierung z. Z. gearbeitet werde. Auf grundsätzlich ähnliche Weise suche er in Gemeinschaft mit seinem Assistenten Dr. Knorr und mit Wernicke in Berlin nach dem Antitoxin der Tuberkulose,

nach dem „Antituberkulin“. Die bahnbrechende Entdeckung des Tuberkulins durch Robert Koch, ein Extrakt von giftigen Ausscheidungen der Tb-Bazillen, habe die Suche ermöglicht. Und indem er objektiv und großzügig eine begeisterte Lanze für Kochs wissenschaftliche Leistungen bricht, obgleich dessen eine an das Wort „Tuberkulin“ geknüpfte Tat gewisse voreilig gehegte Erfolgsaussichten enttäuscht habe, deutet er die sich selbst gesetzte Marschrichtung mit dem fundamentalen Satz an: „Der Besitz des Tuberkulosegiftes ist unerläßliche Voraussetzung für die Herstellung des Tuberkulose-Heilmittels der Zukunft.“ —

Es mag sein, daß dieser Vortrag Behrings mehr als historische Rechtfertigung, mehr als historische Rückschau gewertet worden ist, denn als ein Wegweiser in die Zukunft seines Forschens. Die Fachkreise nehmen zur Kenntnis — respektvoll oder skeptisch, je nach Dogma —, daß die Blutserum-Therapie an weiteren Krankheiten erprobt werden soll. Die Laien wissen mit den akademischen Ausführungen, die für sie zu wenig greifbare, leicht verständliche Substanz enthalten, noch nichts anzufangen. Und Behring selbst schweigt nach diesem Vortrage lange Zeit, fast zwei Jahre hindurch.

Auch seine eifrige Feder rastet beinahe ebenso lange. Ihr Meister braucht die Ruhefrist zur Sammlung für die neue Aufgabe, zur Umstellung auf die neuartigen Verhältnisse, zur Planung der zweckmäßigsten Verteilung und Einteilung der rasch anschwellenden Arbeitsfülle. Es ist ja nicht so, als ob er das Problem Diphtherie für abgeschlossen hielte, um sich einfach ausschließlich dem Problem Tuberkulose zuwenden zu können. Nein, die Angriffsfront wird breiter und breiter gemäß der Zahl der Bazillenfeinde, die er einer Attacke für würdig erkennt. Da wird unentwegt noch immer über Diphtherie und Tetanus geforscht; da wird über Rotz und Milzbrand geforscht; da wird über Cholera und Tuberkulose geforscht. Ja, so ist es: „... und je mehr gearbeitet wird, um so mehr bleibt immer zu tun übrig.“

Behring selbst muß notgedrungen in die Aufgabe des Feldherrn hineinwachsen, der von gehobener Warte aus das Ganze leitet. Die Höhe der Warte bestimmt sein Ehr-

geiz und sein Genius. Das gewichtigste Thema bearbeitet er eigenhändig, sein Beispiel reißt mit. Aus seinen persönlichen Mitteln, den steigenden Gewinnanteilen an der Diphtherie-Heilserum-Fabrikation in Höchst, errichtet er sich auf dem Marburger Schloßberg ein privates Forschungsinstitut, weil sein Programm den Rahmen des amtlichen Hygienischen Instituts der Universität bald zu sprengen begonnen hat. Wie hatte er doch im Februar 95 aus Cannes an Friedrich Althoff geschrieben?: „. . . dann wird schon mein eigener Ehrgeiz dafür sorgen, daß ich aus Mangel an Mitteln wichtige Probleme nicht unbehandelt lasse.“ Nicht einen Augenblick zögert er, dies nur angedeutete Versprechen in die Tat umzusetzen.

In die Zeit fällt nun wieder die Möglichkeit einer engeren Zusammenarbeit mit Freund Wernicke, dem er vorwärts hilft. Erich Wernicke hatte nach dem Vorbild Behrings gleichfalls zur Laufbahn eines Hochschullehrers hinübergewechselt und als Privatdozent für Hygiene und Bakteriologie an der Universität Berlin im Herbst 1894 zu lehren angefangen. Im folgenden Frühjahr war er zum Leiter des Hygienisch-chemischen Laboratoriums an der dortigen Kaiser-Wilhelm-Akademie bestellt worden. Jetzt erfüllt Althoff Behrings Wunsch und läßt Wernicke als Abteilungsvorstand und Vertreter des überlasteten Chefs an das Hygienische Institut nach Marburg berufen. Die Freunde nehmen ihre bewährte Arbeitsgemeinschaft wieder auf.

In die Zeit fällt auch die Entstehung einer Freundschaft ganz anderer Art, seine Freundschaft zu dem Platz auf der Erde, der ihm nächst der Marburger Wirkungsstätte der liebste wird, zu dem vielgerühmten, viel gemalten, viel besungenen Eiland Capri. Ein kurzer Aufenthalt daselbst während seiner ersten Orientreise hatte ihn derart begeistert, daß er sich rasch entschlossen am Rande des Dörfchens Capri ein kleines Landhaus kaufte. Es wird sein ‚Buen Retiro‘, sein ‚Philosophenparadies‘, von dem er oft und oft den trunkenen Blick hinüberschweifen läßt zur farbenfrohen Pracht südlicher Mittelmeerschönheit, über den blauen ‚Golfo di Napoli‘ nach Sorrent, nach Castellammare, nach Pompeji und Herculaneum am Fuße des imposanten Vesuvs. Dieser Fleck

berauschender irdischer Schönheit zieht Behring von Besuch zu Besuch erneut in seinen Bann. Hier gewinnt er bei jedem Aufenthalt erneut aus der abgeklärten Harmonie einer in sich vollendet gerundeten Landschaft die seelische Kraft und nachhaltige Erholung, die er für Laboratorium, Schreibtisch und Vortragspult im Norden so dringend braucht. Fast jeden Frühling und jeden Herbst weilt er hinfort einige Wochen auf der Insel, begleitet von der Schwester Emma, die stolz und dankbar die weite, nie erträumte Reise genießt. Hier auf Capri fühlt er sich inmitten einer beseligend ursprünglichen Natur, inmitten einer anspruchslosen, köstlich naiven Bevölkerung gerade wie in einem Zuhause.

Und in die Zeit fällt endlich die einschneidendste Veränderung seiner äußeren Lebensführung. In einem Alter, das für so manchen unbeweibt Gebliebenen der Beginn einer allmählichen Verknöcherung zum Hagestolz bedeutet, beendet Emil Behring sein bisheriges Junggesellendasein und heiratet.

Seine Wahl fällt auf die einzige Tochter eines höheren Staatsbeamten, zu dem er während seiner Berliner Kampfzeit mannigfache dienstliche Beziehungen gehabt hat, in dessen Hause der ehrgeizige Stabsarzt hin und wieder ein nicht ungerne gesehener Gast gewesen war. Seine Wahl bestimmt die Überlegung, daß er eine Frau brauche, die dem Wesen seines Berufes als Arzt und Forscher Verständnis und Zutrauen entgegenbringen wird. Das erwartet er von Else Spinola, Tochter des Geheimen Oberregierungsrates Bernhard Spinola, Nachkomme eines alten norditalienischen Geschlechtes. Wer seit 1873 den Posten als Verwaltungsdirektor des Königlichen Charité-Krankenhauses zu Berlin ausfüllt und ebenfalls die Verwaltung des Institutes für Infektionskrankheiten leitet, wer sich durch den von ihm bestimmend geförderten Ausbau der Charité, jener repräsentativen Anstalt, einen Namen gemacht hat, wie Bernhard Spinola, dessen Kind muß von ärztlicher Kunst und medizinischer Forschung einen Hauch verspürt haben.

Am 29. Dezember 1896 wird das Paar in der berühmten Dreifaltigkeitskirche getraut. Und die künftigen Jahre einer langen und glücklichen Ehe haben es be-

wiesen, daß weder Emil Behring seine Wahl noch Else Spinola ihr Jawort je zu bereuen gehabt haben.

*

„Na, Ihr macht ja da hinten jetzt ‚Hochzeiten wie am Schnürchen‘“, lachend liest Frau Else ihrem Manne den soeben aus der Heimat eingetroffenen Brief vor. Bisweilen muß sie sich anstrengen, die zitterigen Buchstaben zu entziffern. „Ich freue mich, daß unsere Emma jetzt auch ihren Mann bekommt. Und auch einen hohen Offizier! Hast Du ihr den Stabsarzt ausgesucht? Na, sie wird ihm eine tüchtige Hausfrau werden, denn sie hat sich ja bei Dir lange Zeit darin üben können. Aber leider kann Eure Tante nicht zur Hochzeit kommen. Wie gerne würde ich gerade bei Augustes Jüngster mit dabei sein. Aber in meinem bibelischen Alter muß man sich so weite Reisen verkneifen. Wer weiß, wie sehr ich mich in Berlin aufregen müßte, wenn ich den Zug nach Marburg verpasse. Ich bin ja noch nie in Berlin gewesen und fürchte mich vor der großen lauten Stadt.“

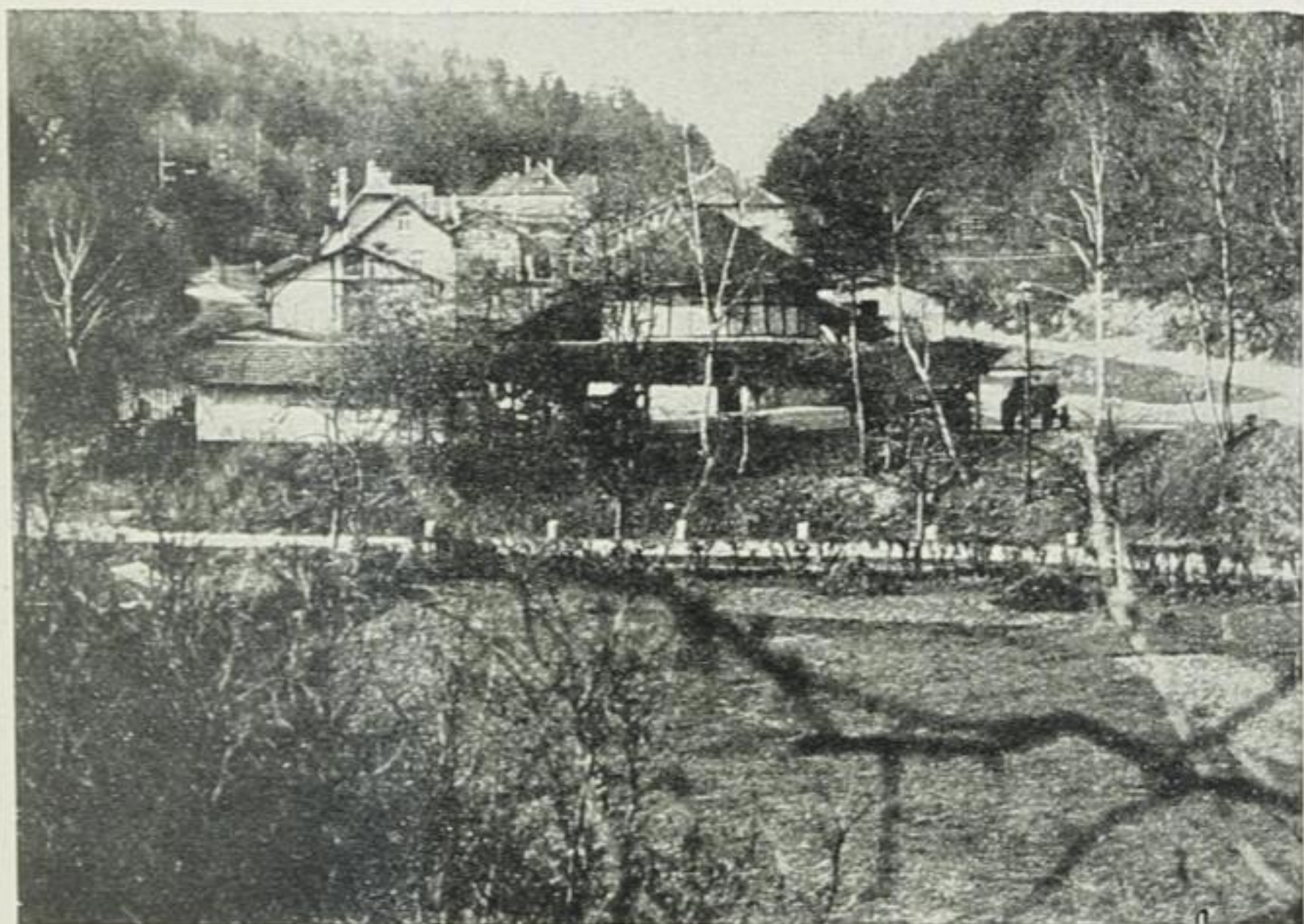
„Lieber Emil, Ihr müßt ohne Eure Tante hochzeiten. Aber ich weiß, Du und Deine Frau werdet der Emma eine schöne Hochzeit richten. Das muß Du mir genau beschreiben, damit hier alle Bescheid wissen.“

„Uns ergeht es gut. Deine Brüder Albert und Paul versehen als erster und zweiter Lehrer an Eures Vaters Schule den Dienst, was früher er allein machen mußte. Seit 1. April sind ihre Gehälter auch aufgebessert worden. Die Jungen habens doch immer leichter als die Alten. Den Handarbeitsunterricht gibt noch immer Eure Berta, sie kriegt 60 M im Jahr dafür. Aber jetzt will die Luise, was dem Schäfer Weszollek seine Tochter ist, den Handarbeitsunterricht übernehmen, weil die Berta zu viel Arbeit mit ihren Gören hat. Ihr Mann Hermann Bieber ist erster Lehrer in Daulen, wo ja Dein Großvater Zech*) auch Lehrer war. Von da muß die Berta immer zum Unterrichtgeben herüberlaufen, was ihr jetzt zu umständlich geworden ist.“

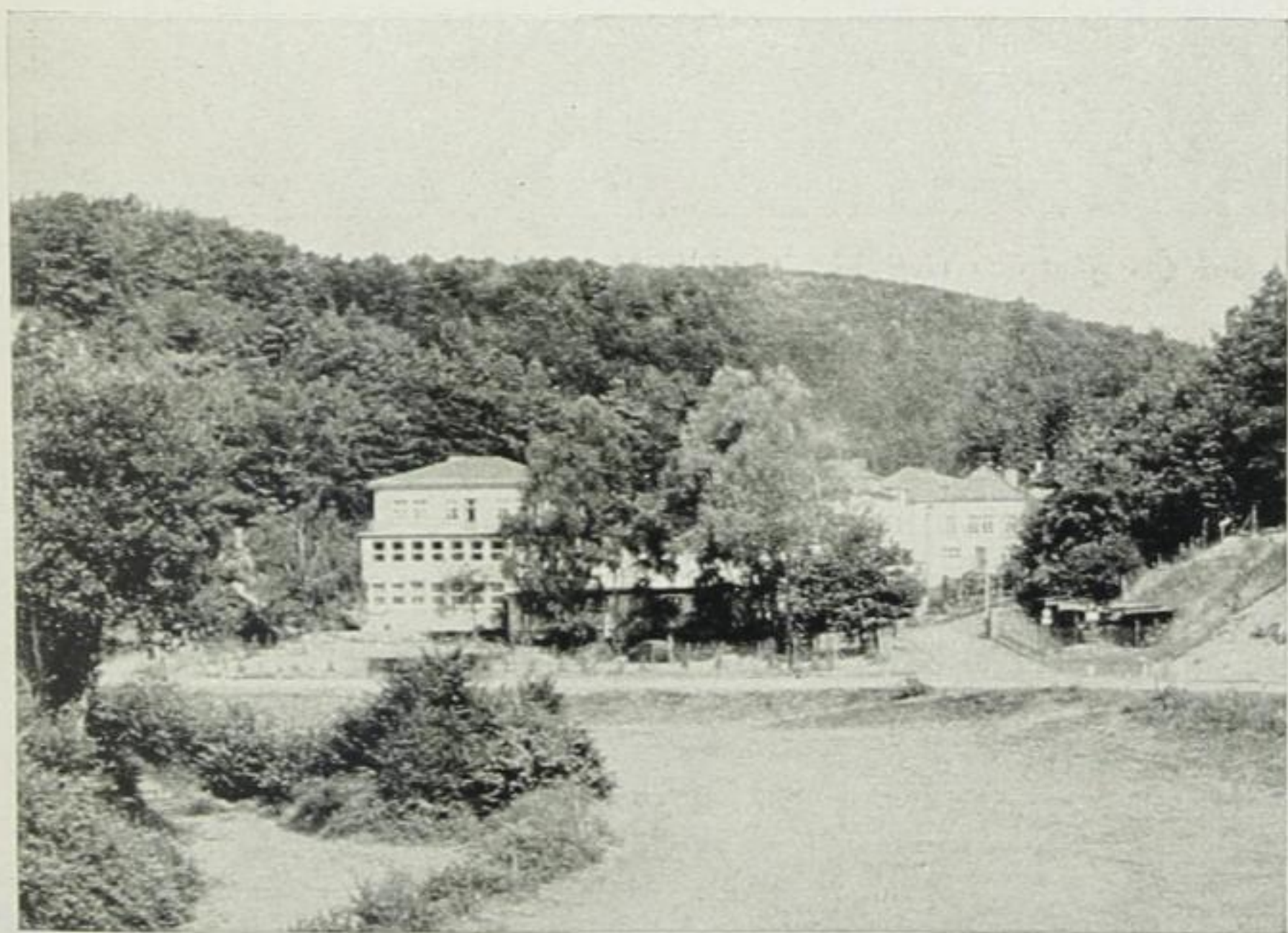
„Nun grüßt Euch alle herzlich

Eure alte Tante Hedwig.“

*) Behrings Mutter war eine geborene Auguste Zech.



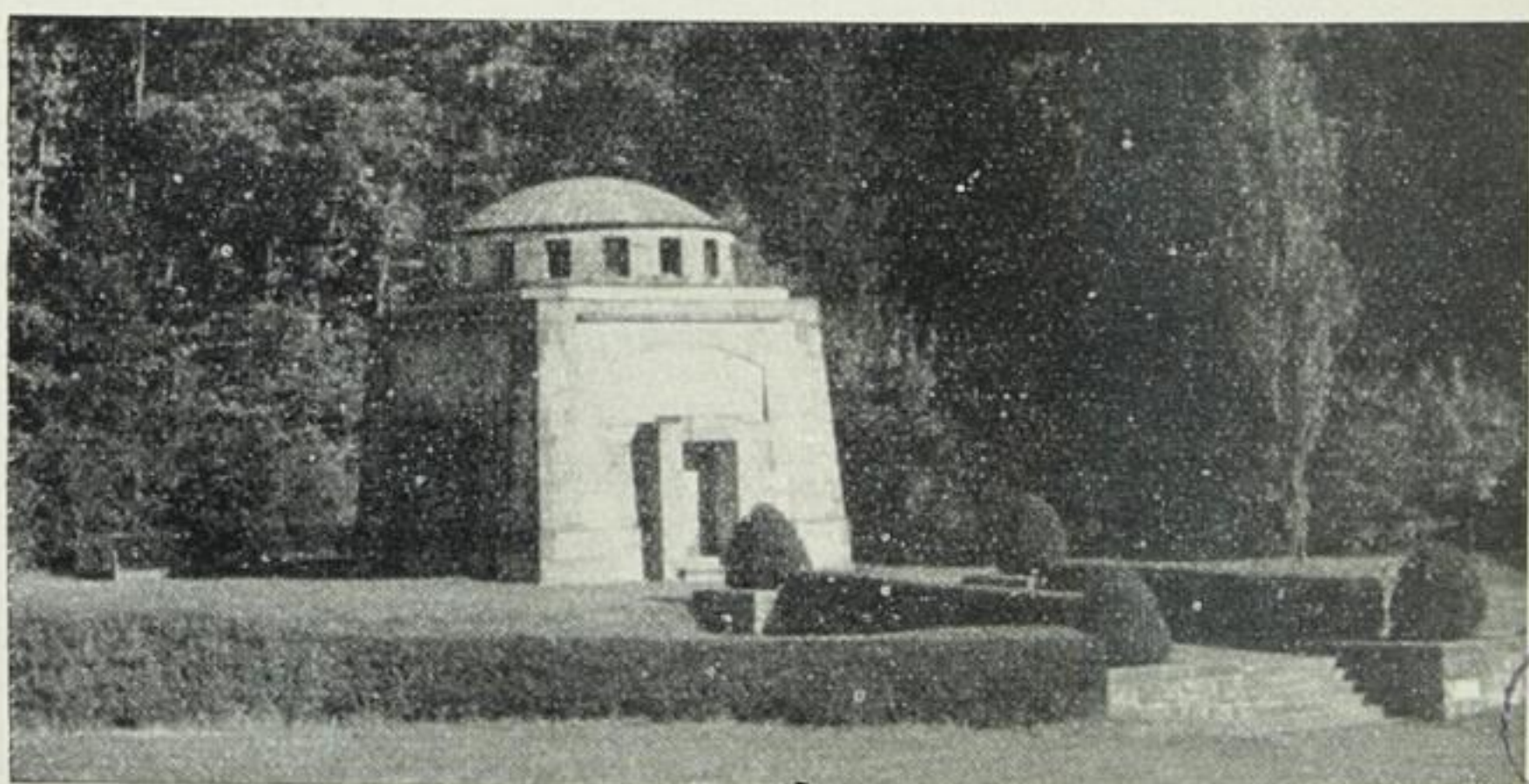
*Die Behring-Werke zu Marburg/Lahn im Hinkelbachtal
einst, wie ihr Begründer sie bei seinem Tode hinterließ . . .*



*. . . jetzt, in ihrem heutigen Aussehen nach 25 Jahren.
(Beide Bilder etwa vom gleichen Blickpunkt aus aufgenommen)*



„Auch du dankst ihm vielleicht dein Leben“: Kinder vor dem am 4. Dezember 1940 enthüllten Behring-Monument in Marburg/Lahn



„So hatte er sich seine letzte Ruhestelle ausgesucht“: Das Behring-Mausoleum in einem Waldtal bei Marburg/Lahn

SACHS.
LANDES-
BIBL.

Sie freuen sich beide über den ungewöhnlich langen Brief, schicken einen ebenso herzlichen Dank zurück, rüsten zur Heimreise, womit ihr Flitterwochen-Vierteljahr auf Capri sein Ende findet, und rüsten in Marburg zur Hochzeit von Schwester und Schwägerin Emma. Im April wird sie die Braut und am 3. August 1897 wird sie, kaum abgelöst aus ihrer schwesterlichen Hausfrauentätigkeit, die Gattin von Stabsarzt Wilhelm Schumburg. Und mit der Sicherheit einer in sich ausgeglichenen unkomplizierten Frauennatur, mit der sie schwere Jahre hindurch ihren Bruder als getreue Kameradin umsorgt hatte, übernimmt sie nunmehr in der Reichshauptstadt, später in Hannover den neuen Pflichtkreis am eigenen Herd. Nur als ‚Tante Emma‘ kann sie später noch aus der Ferne an den weiteren Schicksalen des Marburger Behringhauses teilnehmen. Emil Behring selbst aber stürzt sich nach Eingewöhnung in die doppelte Umstellung seiner persönlichen Verhältnisse mit verdoppeltem Eifer in die Arbeit des Forschers.

XIII.

„Ich gehe ganz in der Tuberkulose auf, und die Sachen gehen jetzt so gut vorwärts . . .“ — Oder: „Bei mir muß jetzt alles heran an die Tuberkulosearbeit . . .“ Das versichert er immer wieder in Briefen aus jener Zeit seinem Freunde Elias Metschnikoff in Paris. Er sucht unablässig mit seinen Assistenten, zu denen sich ein Chemiker namens Dr. Ruppel gesellt hat, das Tuberkulosegift, das Gift des gefährlichen Bazillus in — chemisch gesprochen — höherer Reinheit und stärkerer Konzentration.

Der „XV. Kongreß für Innere Medizin“, der Anfang Juni 1897 zu Berlin tagt, gibt ihm Gelegenheit, zum zweiten Male im Rahmen eines weitgefaßten Themas von diesen seinen Tuberkuloseforschungen öffentlich zu erzählen. Er spricht „Über experimentell begründete ätiologische Therapie“, d. h. er schildert Entstehung, Entwicklung und Wesen der modernen, auf Tierexperimenten fußenden Heilmethoden von Infektionskrankheiten.

Im Schlußteil dieses Vortrags stellt er seine Gedankengänge ganz klar heraus: „Meine Herren! Unsere Kenntnisse über die Blut-Antitoxine sind fast ausschließlich am Diphtherie- und Tetanusserum gewonnen. Andere Antitoxine, wie das Cholera- und das Pest-Antitoxin, sind noch zu schwach wirksam, als daß man an ihnen immunisierende und heilende Wirkungen im Experiment studiren könnte. Was wir aber davon wissen, beweist ihre vollkommene Analogie mit dem Diphtherie- und Tetanus-Antitoxin. Alle Blut-Antitoxine werden genau nach derselben Methode gewonnen und zeigen genau dasselbe Verhalten gegenüber der schädigenden Einwirkung von physikalischen und chemischen Kräften.

„Da sollte man doch annehmen, daß wie für die Diphtherie und den Tetanus, so auch für andere Infektionskrankheiten des Menschen antitoxisch wirksame Heilmittel hergestellt werden müßten, und wenn das nicht der Fall ist, so fragt man unwillkürlich nach der Ursache. Nun, wir kennen die Ursache der bisherigen Mißerfolge in der Übertragung der Antitoxin-Therapie auf andere Krankheiten ganz genau, speziell auch für die verderblichste unter allen, für die Tuberkulose.

„Meine Herren! Alles dreht sich bei der Antitoxingewinnung um die Giftfrage! Wenn wir das von einem lebenden Infektionsstoff producirte Gift besitzen, dann können wir uns auch das Gegengift mit Hilfe des giftimmun gemachten Thierkörpers herstellen. Wo das Gift uns unbekannt ist, da müssen wir auf die experimentelle Antitoxingewinnung verzichten. Es fallen gegenwärtig demnach zunächst alle Krankheiten für die Serumtherapie aus, bei welchen wir den Infektionsstoff überhaupt noch nicht kennen, ferner alle Krankheiten, bei welchen zwar der lebende Infektionsstoff bekannt ist, aber nicht das von ihm sich ableitende Gift.

„So war lange Zeit der Sachverhalt für die Tuberkulose. Das ist jetzt anders geworden. In einem besonders für die Tuberkulose-Giftgewinnung eingerichteten Institut habe ich mit meinen Mitarbeitern, namentlich mit Dr. von Lingelsheim und Dr. Ruppel, die Verarbeitung der Tuberkelbazillenleiber so weit vervollkommnet, daß wir allmählich daran denken können,

auch für praktische Zwecke das Tuberkulose-Antitoxin herzustellen.“

Man kann sich unschwer ausmalen, wie nach diesen Worten eine ruckartige Bewegung begierigen Aufmerksams durch die Versammlung bebt. Was hat er gesagt? „Tuberkulose-Gegengift für praktische Zwecke“ kann er herstellen? Das kann doch nur heißen: zu Heilzwecken? Andere Zwecke wären in dem Zusammenhang nicht als „praktische“ zu bezeichnen. Die anwesenden Reporter geben aufs äußerste gespannt acht.

Doch von den unmittelbar anschließenden Ausführungen werden sie nicht viel verstanden haben. Behring beschränkt sich darauf, verwickelte Zahlenangaben über seine nach und nach gesteigerten Tuberkulose-Giftstärken, bezogen auf ein Gramm lebend Meerschweinengewicht, zu machen. Sie gipfeln in der Mitteilung, daß „es uns in letzter Zeit gelungen wäre, durch Entfernung aller unwirksamen Bestandteile aus den Tuberkelbazillen den Wert von 1 Gramm festen Giftes bis auf 20 000 Einheiten zu steigern“, womit es 30—40mal stärker wäre, als das Koch'sche Tuberkulin. Den darin liegenden Fortschritt erläutert er näher an vergleichenden experimentellen Untersuchungen und schließt die Rede endlich nach einer kurzen spöttischen Rückschau auf die frühere Gegnerschaft zu seiner Blutserum-Therapie mit dem Satz: „Wir wissen jetzt, daß es Heilmittel gibt, welche nützen, ohne zu schaden, und welche auch im Innern des lebenden Organismus die Krankheitsgifte unschädlich zu machen und den inficirten Menschen zu entgiften imstande sind. Da ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die damit erreichte Vermehrung des ärztlichen Könnens auch tuberkulosekranken Menschen zugute kommen wird.“ —

Mehr hat Behring nicht gesagt, noch nicht gesagt. Aber schon hat die Presse zur Kenntnis genommen: Emil Behring arbeitet über Tuberkulose. Und schon schreibt sie am folgenden Tage: „Das voraussichtlich bedeutsamste Ereignis des Kongresses war der Vortrag des Geh.-Raths Behring (Marburg) über experimentelle Therapie.“ Und sie greift davon heraus, sie unterstreicht: „So haben denn auch für die Allgemeinheit erhöhtes Interesse seine hoff-

nungsvollen Mitteilungen über die Herstellung eines Tuberkuloseheilserums, dem er anscheinend auf der Spur ist. Behring selbst ist in dem Bestreben in letzter Zeit abermals weitergekommen.“

Ein stattliches Häufchen von Zeitungsausschnitten solchen und ähnlichen Inhaltes kann Frau Else in das von Emma Schumburg, geb. Behring, damals angelegte „Ruhmesalbum“ einkleben; Zeitungsausschnitte, über die der Gefeierte keineswegs sonderlich begeistert ist. Und die ersten Briefe folgen auf dem Fuße, Briefe tuberkulosesiecher Menschen, die sich an einen Strohhalm klammern wollen, der noch nicht einmal ein Hälmdchen ist.

*

„Berlin, den 5. IV. 98.

„Lieber Wernicke! Heute abends 10 Uhr fahre ich nach Madrid ab. Ich konnte mich dem Wunsche des Ministeriums nicht entziehen. Meine Frau bleibt vorläufig hier. Vor dem 22ten April werde ich nicht zurücksein können.

„Von meiner Reise gibst du vielleicht dem Herrn Curator und auch sonst nöthigenfalls Nachricht.

„Mein Schwiegervater hat die Anstrengung der sehr schön verlaufenen Jubiläumsfeier vorzüglich überstanden.

„Mit freundschaftlichen Grüßen von uns allen an Dich und Deine Frau

Dein E. Behring.“

Eine flüchtige Karte an Freund Wernicke nach Marburg. Das Ehepaar Behring war nach Berlin gereist, um das fünfundzwanzigjährige Amtsjubiläum Bernhard Spinolas mitfeiern zu können. Bei der Gelegenheit hat ihm zwischen ‚Forellen blau‘ und ‚Frischlingsrücken à la Cumberland‘ sein Gönner Friedrich Althoff nachdrücklich klargemacht, er müsse unbedingt den Wunsch des Preussischen Kultusministers Dr. Bosse respektieren und müsse das Reich in Madrid auf dem IX. Internationalen Hygiene- und Demographie-Kongreß vertreten. Es ist das erste Mal, daß Behring in offizieller Eigenschaft die

Wissenschaft seines Vaterlandes im Ausland repräsentiert. Er wird unwillkürlich zum Haupt der deutschen Abordnung von 22 Mitgliedern auf der glanzvollen Versammlung.

Diesmal kann er das Amt des Ehrenpräsidenten seiner Abteilung annehmen und ausüben. Gleich bei der Eröffnungssitzung wird ihm die Urkunde feierlich überreicht:

„IX CONGRESO INTERNATIONAL
DE HIGIENE Y DEMOGRAFIA

Bajo el Patronato de S. M. el Rey D. Alfonso XIII
y de S. M. la Reina Regente.

Madrid 1898

D I P L O M A

de Presidente honorario de Sección 1ª
à favor del Sr Doctor Behring.

Madrid, 10. de Abril de 1898.

El Presidente,
gez. Unterschrift.

El Secretario general,
gez. Unterschrift.“

Natürlich muß er auch einen Vortrag halten, wofür er sich gar nicht vorbereitet hat. Aber vor einem Kongreß, auf dem die besten Hygieniker und Mikrobiologen der Zeit ihre neuesten Ergebnisse mit oft zündender Beredsamkeit schildern, vor solchem Gremium darf ein Emil Behring nicht schweigen. Und wie ein Lauffeuer verbreitet sich im Nu durch ganz Madrid die Kunde: Übermorgen, am 12. April, spricht Behring über Tuberkulose.

Trotz südlicher Frühlingssonne ist die altertümliche, großmächtige Aula der ersten Universität des Landes, ein Stolz hispanischer Bildungsstätten, zum Bersten gefüllt, lange vor Beginn der Sitzung. Und als Behring von seinem Hotel zum Kongreßgebäude fährt, als sein Wagen von der breiten Paseo del Prado in die engen Altstadtstraßen einbiegt und über die Puerta del Sol zur Universität hinsteuert, da kann er sich nur mühsam seinen Weg

bahnen. Allenthalben wird er nach Abbildungen in den rund zwanzig Madrider Tageszeitungen erkannt, allenthalben wird er mit spanischem Temperament begrüßt. Und nicht selten heben begeisterte Mütter ihre braunen Buben und Mädels in die Höhe und rufen: „Arriba Doctor Behring! — Viva el vencedor de la Diftéria! De la Tuberculosis!“

Allein nach Schluß seines Vortrags, in etwa aus dem Stegreif gehalten, muß man sich eingestehen: Die erwartete Sensation ist ausgeblieben, ist sogar völlig ausgeblieben. Die Urteile darüber sind geteilt. Die Vorsichtigen loben Behrings Zurückhaltung, die Heißsporne neigen dazu, sie zu bespötteln, obgleich Behring selbst nicht das Geringste dafür getan hatte, überspannte Erwartungen zu erwecken.

Auch hier wieder hat er über seine und seiner Mitarbeiter Methoden der Tuberkelgiftgewinnung gesprochen. Auch hier wieder hat er Einzelheiten der Verfahren und ihrer Ergebnisse dargelegt. Ein Beispiel hat er besonders herausgehoben: Zerkleinerte Tb-Bazillen, die vorher mit Aether, Chloroform und Schwefelkohlenstoff entfettet würden, seien unter Luftabschluß bei 150° C mit Glycerinwasser ausgezogen worden. Nach Abkühlung hätten sich in der Flüssigkeit unlösliche Eiweißkörper ausgeschieden. Aus ihnen hätte sich ein Tuberkulosegift abtrennen lassen, das in 1 g 10—20mal stärker wirksame Substanz enthielte, als das Ausgangsmaterial der entfetteten Bazillen.

Aber der Fortschritt sei nur ein scheinbarer gewesen, so leicht sei eben dem Tuberkelbazillus nicht beizukommen. Denn mit diesem, durch recht eingreifende chemische Behandlung erzeugten Tuberkelgift sei es keineswegs gelungen, im kranken Tier eine entsprechende Tuberkulose-Antitoxinbildung herauszulocken, was ja das Ziel seines derzeitigen Forschens wäre. Im Gegenteil: daheim in Marburg besäße er ein tuberkulöses Rind, das er geheilt habe, geheilt und immunisiert nicht mit einem gleichsam chemisch gewonnenen Tb-Gift, sondern durch Einspritzung von getrockneten und zerkleinerten Tb-Bazillen. Und im Blutserum dieses Rindes habe sich ein Tb-Antitoxin gebildet, das im Meerschweinchenversuch

bereits lebensrettende Wirkung gegen Tuberkulose bewiesen habe!

Im ganzen sei als sicher zu betrachten — Behring betonte es auch vor dem internationalen Madrider Forum —, daß die biologischen Verhältnisse bei der Tuberkulose um vieles verwickelter seien, als bei Diphtherie und Tetanus, „daß noch lange Zeit vergehen wird, ehe wir von einer praktisch brauchbaren Serumtherapie der Tuberkulose werden reden können“. Aber an der Tierärztlichen Hochschule Berlins — in der Mitteilung klang sein Vortrag aus — würden demnächst besondere Versuche größeren Umfangs an und mit tuberkulösen Rindern durchgeführt werden, um seine bisherigen Forschungsergebnisse auf diesem Gebiete nachzuprüfen. Danach werde man weiter sehen. —

Also hat er verschiedene Fragezeichen und ungelöste Rätsel aufgezeigt? — Hm, daß Fragezeichen und Rätsel die Tuberkulose in reichem Maße umgäben, das habe man auch vorher ohne Behring gewußt, bekritteln ihn manche. Und manche sollen damals ironisch darüber orakelt haben, ob er denn nun nach einer Heilmethode für Tuberkulose der Kühe und Kälber oder für die der leidenden Menschen suche?

*

Ein Halbjahr später treffen sich drei Sterne europäischer Wissenschaft auf der ersten großen Familienfestlichkeit im Hause des jüngsten Marburger Geheimrats, im Hause Roserstraße Nr. 7, benannt nach dem verstorbenen Chirurgen Roser. Von dessen Witwe hatte Behring das Haus mitsamt dem parkähnlichen Garten käuflich erworben und hatte es mit seiner jungen Gattin im April bezogen. Es ist sein Heim geblieben bis zu seinem Tode.

Anlaß für die Familienfestlichkeit wird die Taufe seines erstgeborenen Söhnchens, das am 3. September 1898 zur Welt gekommen war. Anlaß für das Zusammenreffen dreier Koryphäen verwandter Forschung die Tatsache, daß Emile Roux als Pate und Elias Metschnikoff als sprachenkundiger Reismarschall zur Taufe am

15. Oktober in der neuen „Villa Behring“ die ersten ausländischen Gäste sind.

„Monsieur le Professeur“, fragt Roux gleich nach der Ankunft mit liebenswürdiger Neckerei, „warum dürfen wir bei der Taufe nicht ein ‚Emil-Dreigestirn‘ begründen? Sie als Vater heißen Emil, ich als Patenonkel heiße Emile, da müßte der kleine Täufling doch . . .“

„. . . auch noch Emil heißen, meinen Sie?“, fällt Behring lachend ein. „Nein, Monsieur Roux, lassen wir es mit uns zwei Emils bewenden. Der Junge kriegt seinen Rufnamen Friedrich nach meinem Großvater und nach unserem großen König, der vor 120 Jahren die Behrings in Westpreußen angesiedelt hat.“

Roux versteht und würdigt die Gesinnung des Gastgebers. „Und so stand dann der Russe Metschnikoff neben dem Franzosen und dem Deutschen, die sich als Freunde und gemeinsame Vorkämpfer der Wissenschaft die Hände reichten. Drei führende Männer der Wissenschaft, von denen jeder ganz und gar mit seiner Persönlichkeit in seinem eigenen Volke wurzelt, vereinigten sich zu ritterlichen Zusammenarbeit für die kommende Generation.“*)

Was war natürlicher, als daß Emil Behring seinen berühmten Gästen bei der Gelegenheit Einblick in seine Arbeitsstätten und seine derzeitigen Arbeiten geben würde? — Voll berechtigtem Stolz zeigt er ihnen das Institut auf dem Schloßberg, dem er zu Anfang des Jahres den offiziellen Namen „Institut für Experimentelle Therapie“ gegeben hatte. Er zeigt ihnen die Ställe für große und kleine Versuchstiere mit den dazugehörigen Weideflächen beim nahen Dorf Marbach im Hinkelbachtale. Und er führt sie hinauf zu einem waldumsäumten Wiesenhang nördlich der Stadt, den er in vorausschauender Planung ebenfalls angekauft und „Elsenhöhe“ genannt hatte, der Quarantänestation und Weideland für neu angeschaffte Tiere werden soll. Die Männer vom Institut Pasteur erkennen: Hier wird großzügig geforscht. Hier wird vor selbst erheblichen Kosten nicht zurückge-

*) Aus „Behring, Gestalt und Werk“ von H. Zeiß und R. Bieling, 1940, Bruno Schultz-Verlag, Berlin.

schreckt. Was Behring beim Kampf gegen Diphtherie und Tetanus bewiesen hatte, — erst recht hat es für die Erreichung seines jetzigen hochgesteckten Zieles Geltung behalten. Ohne Einschränkung dient er der Sache, der er sich verschrieben, ebenso mit seiner ganzen Arbeitskraft, wie mit seiner gesamten finanziellen Leistungsfähigkeit. Geld, sein Geld ist ihm nur ein erwünschtes Mittel zum höheren Zweck. Was er durch erfolgreiche Forschung gewonnen, läßt er in weitestgehendem Maße der Forschung wieder zukommen. Begreiflich, daß er seinen Pariser Freunden dadurch imponiert.

Des Abends beim Glase Rotwein, den Gästen zuliebe gefüllt mit rubinrot funkelndem Burgunder, plaudert man natürlich über die wissenschaftliche Arbeit. Metschnikoff, der im April zur französischen Delegation für Madrid gehört hatte, knüpft an Behrings dortigen Vortrag an und fragt, ob die damals angekündigten Versuche mit tuberkulösen Rindern in Berlin begonnen worden und wie sie bisher ausgefallen seien.

„Glänzend und vielversprechend“, frohlockt Behring. „Im Juni haben unser Landwirtschaftsminister der Berliner tierärztlichen Hochschule und unser Kultusminister meinem hiesigen Institut je eine größere Summe für das laufende Etatsjahr zur Vornahme der Versuche bewilligt. Sofort sind in Berlin und hier die nötigen Rinder beschafft worden, die dort wie hier mit sieben verschiedenen Tb-Giftpräparaten behandelt werden. Sechs dieser Präparate stammen aus meinem Institut, das siebente ist das Kochsche sogenannte TR-Präparat, das zum Vergleich hinzugezogen wird. Kontrolltiere, die gar nicht behandelt werden, sollen das Gesamtbild von den Erfolgen verdeutlichen.“

„Sind denn tatsächlich schon Erfolge erkennbar?“, möchte Metschnikoff gern wissen.

„Bitte, lesen Sie, was mir Geheimrat Schütz unter dem 29. vorigen Monats geschrieben hat“, mit den Worten gibt Behring seinen Gästen einen Brief.

Der Russe überfliegt die Blätter und übersetzt die erste, in dem Zusammenhang nur wesentliche Seite für Roux ins Französische: „Nachdem ich mich über den Gang der bisherigen Versuche und über die Beschaffen-

heit der Versuchsthiere genau unterrichtet habe, muß ich Ihnen mittheilen, daß die behandelten Thiere besser aussehen, als die nicht behandelten Thiere. Die ersteren sind glatt im Haare und im Allgemeinen besser genährt, als die letzteren. Ferner sind die Krankheitserscheinungen, z. B. der Husten, bei den behandelten Thieren zurückgegangen, zum Theil sogar gänzlich verschwunden. Dagegen husten die nicht behandelten Thiere genau so wie früher und sind rauh im Haare. Das Ganze ist so auffallend, daß auch der Nichtthierarzt die Sachlage sofort erkennt. — —

„Mit hochachtungsvollem Gruß von Haus zu Haus
Ihr ergebenster Schütz.“

Roux springt lebhaft auf: „Ma gratulation, ma gratulation, Monsieur Behring!“ Er drückt ihm stürmisch die Hand.

Metschnikoffs Freude äußert sich aus seinem Naturell heraus weniger laut, doch nicht minder freudig.

Und drei Forscher, geschult, erfahren und gewohnt, das schwierige Tierexperiment zu meistern und davon als Tatsächliches nur auszuwerten, was das Experiment unbezweifelbar als solches erhärtet hat, drei Forscherfreunde beschließen einen anregenden Abend mit dem geistvollen Bau eines kühnen Luftschlosses: wie nahe wohl Emil Behring schon einer Heilmethode für die Menschentuberkulose gekommen sei.

*

Sehr bald zerrinnt dieser kaum geträumte Traum. Menschliche Intrigen teils und teils genauer unternommene Beobachtungen zerbrechen Hoffnungen und schrauben gehegte Aussichten bis fast auf den Ausgangspunkt zurück.

Geheimrat Schütz, mit dem Behring ja schon einmal bei der Erprobung seines Tetanusheilserums an landwirtschaftlichen Nutztieren zusammengearbeitet hatte, Geheimrat Schütz hält es plötzlich für angebracht, im Dezember desselben Jahres den von einer Afrikareise zurückkehrenden Robert Koch in die Versuche hineinzuziehen. Er gibt ihm von der Sachlage und der Korre-

spondenz mit Behring Kenntnis. Koch erklärt aufgebracht, das eine, von Behring als „Tb. F.“ bezeichnete Präparat sei eine Nachahmung seines eigenen Mittels TR. Behring verwahrt sich gegen beides, gegen Kochs Behauptung und seine Unterrichtung überhaupt. Scharfe Briefe fliegen zwischen Marburg und Berlin hin und her. Behring weilt während der Weihnachtsferien bei seinen Schwiegereltern. Von hier aus erklärt er in einem dialektisch fein ausgewogenen Bericht unter dem 29. Dezember an das Ministerium über Anlaß, Methode und Ziele der Versuche: „Unter allen Umständen bin ich nach dem, was voraufgegangen ist, gezwungen, entweder auf die weitere Betheiligung an den bis jetzt nach meinen Angaben ausgeführten Heilversuchen zu verzichten, oder die Erlaubnis von maßgebender Stelle zu erbitten, die Heilversuche an den tuberkulösen Rindern mit Ausschließung des Geheimraths Schütz weiterzuführen.“

Der Kampf spitzt sich zu. Der Preußische Landwirtschaftsminister tritt auf die Seite der Berliner Geheimräte Koch und Schütz. Behring setzt seine Rinderversuche in Marburg allein fort, noch ein ganzes Jahr hindurch, unbeirrt bis zur letzten Konsequenz. Bis er, unbestechlich gegenüber sich selbst und seinen Hoffnungen, zu dem bitteren Schluß kommen muß: Du hast dich getäuscht! Wiederholte, gewissenhaft vorgenommene Heilversuche an tuberkulösen Meerschweinchen zeigen im Widerspruch zu früheren Ergebnissen, daß die Rinder keine Spur von einem Heilserum gegen tierische Tuberkulose im Blut entwickelt haben.

Da zieht Emil Behring in einem sachlich strengen, menschlich erschütternden Bericht vom 25. Januar 1900 an den Kurator der Marburger Universität — zur Weiterleitung an das vorgesetzte Ministerium — unerbittlich den Schlußstrich unter ein halbes Dezennium zäher Forscherarbeit mit dem Satz: „An dieser Stelle will ich darüber nur erwähnen, daß meine Hoffnung, von geheilten und immunisirten tuberkulösen Rindern ein für den Menschen verwendbares Antitoxin zu erhalten, endgültig aufgegeben werden mußte, und daß ich überhaupt auf antitoxischem Wege die Tuberkuloseheilung nicht mehr anstrebe. Damit ist meine experimentell-therapeutische

Arbeit zur Bekämpfung der Tuberkulose des Menschen in ganz neue Bahnen gelenkt worden, und die weitere Fortsetzung der Rinderversuche in größerem Umfange hat jetzt für mich keinen Zweck mehr.“

Mit einem gewaltigen Ruck, der ein beinahe unfaßbares Maß an Selbstüberwindung sowohl wie an dämonischem Erkenntnisdrang verrät, wirft hier ein Meister oft ungeheuerlicher Entdeckerschwierigkeiten das Steuer herum. Er beschreitet einen neuartigen Weg, über dessen Art und Ziel er sich in Schweigen hüllt. Die furchtbare Geißel der Tuberkulose aber triumphiert.

XIV.

Am 18. Januar 1701 war einst aus dem Kurfürstentum Brandenburg und Herzogtum Preußen ein Königreich geworden. Die zweihundertjährige Wiederkehr dieses für den Staat wie für seine Dynastie gleichwichtigen Tages mußte naturgemäß als ein hochbedeutsames geschichtliches Ereignis dem Bewußtsein des Volkes nahegebracht werden. Wie hätte die Absicht nachhaltiger verwirklicht werden können, als durch öffentliche Verleihung einer Reihe von Auszeichnungen verschiedener Art? Welche Auszeichnung wäre damals höher zu bewerten gewesen, als die Erhebung in den Adelsstand? In den Stand, dessen seit Jahrhunderten verbrieftte Vorrechte die Pflicht auferlegten, zu den festesten Stützen des Thrones gekrönter Häupter zu zählen. Deshalb werden zu dem Tage vom letzten Preußenkönig, als Wilhelm II. gleichzeitig Kaiser des Deutschen Reichs, eine wohlerwogene Auswahl hoher Offiziere und besonders verdienter Beamte, mächtiger Industrieller und überragend erfolgreicher Wissenschaftler und Künstler „nobilitiert“, wie der fachliche Kanzlistenausdruck lautete. Und im Thronsaal des Berliner Schlosses an der Spree nimmt auch der Sohn des weiland westpreussischen Dorfmagisters aus der Hand seines Monarchen den Adelsbrief in Empfang. Es war die weithin sichtbare Anerkennung der preußischen Krone für die Tat gewordene Idee eines ihrer größten Untertanen. —

*

Ein wenig später im gleichen Jahre sitzt der gewissenhafte Geheime Regierungsrat Dr. Rahts in seinem Arbeitszimmer des Kaiserlichen Gesundheitsamtes. Er muß von Diensts und Amts wegen einen gründlichen und sorgfältig durchdachten Kommentar zu den Zahlen abfassen, die seine Behörde während der letztvergangenen Jahre über die mannigfachen Todesursachen aus allen Bundesstaaten und Provinzen, aus allen Städten, Dörfern und Weilern des Reichs gesammelt hat.

Und er schreibt — also zu lesen in Band VI, Jahrgang 1901 der „Medizinalstatistischen Mitteilungen aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamte“ — folgendermaßen: „Die bedeutendste Todesursache in der Altersklasse von 1—15 Jahren ist immer noch die Diphtherie, obwohl ein Vergleich mit den Vorjahren ergibt, daß die Zahl der aus dieser Ursache Gestorbenen innerhalb des letzten Jahres auf ein Drittel der früheren Zahl gesunken ist. Es starben an Diphtherie auf je 10 000 Lebende der genannten Altersklasse im Jahre 1893: 44; 1894: 35; 1895: 19; 1896: 16; 1897 nur noch 13; und im Berichtsjahre 1898 nur noch 12. Und es hat durchaus den Anschein, als ob die Einführung der Serumbehandlung in ursächlichem Zusammenhang damit steht, daß namentlich in den großen Städten diese Krankheit so viel seltener als früher zum Tode führt.“

Beamtete Statistiker sind vorsichtige Leute, die mit ihren Urteilen zurückhalten. Das wird ihnen niemand verübeln, denn ihr Wort trägt offizielles Gewicht. In unseren Tagen, vierzig Jahre nach dieser ersten amtlich-statistischen Anerkennung der Lebensarbeit Emil von Behrings, sagt der Nachfolger vorgenannten Geheimen Regierungsrates im jetzigen Reichsgesundheitsamte, daß auf je 10 000 Lebende der Altersklasse von 1—15 Jahren an Diphtherie jährlich noch 2, höchstens 3 Menschen sterben müssen. $40 \times$ (durchschnittlich) 40 000 = eine Million sechshunderttausend Menschen, junge deutsche Menschen, verdanken seitdem der Serumspritze Emil von Behrings ihr wertvollstes Gut, ihr Leben.

Aber über die Volksseuche der Tuberkulose hat damals der Geheime Regierungsrat Dr. Rahts auch nicht

annähernd ein ähnlich befriedigendes Urteil fällen können.

*

Und wiederum später im gleichen Jahre, am 30. Oktober, als die Herbstnebel zu brauen beginnen, tackt der Telegraph von Schwedens Hauptstadt aus rund um den Erdball die Kunde, daß die ersten vier Nobelpreise zuerkannt worden seien, daß drei deutsche Forscher damit ausgezeichnet worden seien, und unter ihnen Emil von Behring „für seine Arbeit betreffend die Serumtherapie und besonders deren Anwendung gegen Diphtherie, wodurch er auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft eine neue Bahn gebrochen und dem Arzte eine siegreiche Waffe im Kampf gegen Krankheit und Tod in die Hand gegeben hat.“

Neunzehn Unterschriften besiegeln den Beschluß, durch welchen dem ersten ärztlichen Forscher die höchste internationale Anerkennung jener Zeit zugesprochen wird. Emil von Behrings Ruhm erstrahlt durch die ganze Welt. Die Welt aber fragt: Wie steht dein Kampf gegen die Tuberkulose? Sie hebt an, es drängend zu fragen.

*

Am 12. Dezember 1901 erteilt Behring eine vorläufige Antwort auf diese Frage. An dem Tage versammelt sich im ‚Kunglig Slott‘ auf Riddar Holmen, dem Rittereiland zwischen dem Mälarsee und der Saltsjön, der Salzsee, eine glänzende Gesellschaft: Die königliche Familie mit ihrem Oberhaupte König Oskar II., hohe Offiziere von Heer und Marine, die namhaftesten Staatsmänner und Politiker, die bekanntesten Wissenschaftler und Wirtschaftsführer aus dem vereinigten Skandinavischen Königreich, die Spitzen der Gesellschaft von Stockholm. Sie wollen es sehen, wie den ersten Nobelpreisträgern die Urkunden über die Verleihung der Auszeichnung überreicht werden; sie wollen es hören, was die also Ausgezeichneten aus ihrem Schaffensgebiet vortragen werden.

Wilhelm Konrad von Röntgen aus München ist erschienen, der Preisträger in Physik, Jakob Hendrik van't Hoff aus Berlin, der Preisträger in Chemie, und Emil

Adolf von Behring. Und obgleich er seinen Vortrag betitelt „Die Serumtherapie in der Heilkunde und Heilkunst“, kommt er auf die Tuberkulose zu sprechen. Nicht um einem Sensationsbedürfnis ein Zugeständnis zu machen, sondern weil er seine Serumtherapie vergleicht mit seiner neuen Methode der Bekämpfung von Rindertuberkulose. Jene arbeite — so setzt er auseinander — mit Gegengiften, mit Antikörpern, um zu heilen, diese bediene sich des Prinzips, das erstmalig Edwin Jenner bei der Schutzimpfung gegen Pocken, nach ihm Louis Pasteur bei der Schutzimpfung gegen Milzbrand und Tollwut erfolgreich angewendet hätten, des Prinzips, mit dem krankmachenden Infektionsstoff selbst die Heilkräfte des Organismus zu wecken, damit zu schützen, zu immunisieren. Das gepackt lauschende Auditorium vernimmt, daß er gemeinsam mit seinem neuen Assistenten Dr. Paul Römer ermittelt habe, nach zahllosen Versuchen und Untersuchungen, der Erreger der Rinder- und der Menschentuberkulose sei ein und derselbe Bazillus — was übrigens Robert Koch in Abrede stelle —, und daß es ihnen gelungen sei, in systematischer Weise junges Rindvieh durch eine dreifache, hintereinander gelagerte Impfung mit bestimmten, aufeinander abgestimmten Tb-Bazillen tatsächlich gegen Tuberkulose gefeit zu machen.

Behring schließt: „Nachdem die Möglichkeit der Tuberkulose-Immunisierung von Rindern durch meine Marburger Versuche bewiesen ist, tritt jetzt die Aufgabe an uns heran, durch besondere Versuche zu erforschen, in welcher kürzesten Zeit, mit welchem Mindestmaß an Schädigung für das zu immunisierende Tier, und mit welchem Mindestmaß an finanziellen Opfern der Tuberkuloseschutz von Rindern in der Praxis zu erreichen ist. Ich habe zur Erforschung dieser Verhältnisse Unterkunftsräume und Weideplätze für eine große Rinderzahl mir beschafft, und ich gedenke den mir durch die Nobelstiftung zugeflossenen großen Geldpreis dazu zu verwenden, um in noch umfangreicherer Weise als bis jetzt den Beweis für die Möglichkeit und praktische Durchführbarkeit einer Bekämpfung der Rindertuberkulose auf dem Wege der Pasteurschen Schutzimpfung zu führen.

„Ich brauche wohl nicht erst noch besonders hinzuzufügen, daß die Bekämpfung der Rindertuberkulose nur eine Etappe bedeutet auf dem Wege, welcher schließlich zur wirksamen Verhütung der Menschentuberkulose führen soll. Ich wollte hier aber nicht Hoffnungen aussprechen, sondern Tatsächliches berichten. Und als Tatsache glaube ich, Ihnen die Rindertuberkulose-Immunsierung berichten zu dürfen.“ —

Eine Sekunde schweigt die Versammlung. Sie schaut nach dem König. Dessen Adjutant geleitet den Vortragenden zu dem Sessel des hohen Herrn, der sich erhebt und Behring lebhaft die Hand schüttelt. Jetzt klatscht man gedämpft in die Hände, man reckt die Häuse, man tuschelt und wispert. Der Beifall wird mehr gespürt, als gehört. Und der erste Kliniker der Stadt flüstert seinem chirurgischen Kollegen zu: „Dieser Behring ist doch ein zäher Bursche, echt nordische Rasse! Er läßt sich nicht unterkriegen, auch von der Tuberkulose nicht!“

*

Es dürfte nahezu ausgeschlossen sein, die Riesenzahl der Tageszeitungen zu ermitteln, welche um die Jahrhundertwende den Nachrichtenhunger der Millionenmassen von fünf Erdteilen zu befriedigen versucht haben. Allein sicher ist, daß dieser schier unersättliche Nachrichtenhunger einen ganz verschiedenartigen Appetit gehabt haben wird, ausgerichtet nach den mannigfaltigen Interessen jener Millionenmassen allüberall. Genau so mannigfaltig und voneinander abweichend wird der bunte Inhalt all der Blätter gewesen sein, die in Argentinien und Kanada, die in Japan und Australien, die in Ägypten und Transvaal erschienen, vom europäischen Abendlande ganz zu schweigen. Deshalb dürfte es zu den großen Seltenheiten gehört haben, wenn irgendein unpolitisches Geschehnis, irgendwo in der weiten Welt zur Wirklichkeit geworden, ausnahmslos sämtliche Redaktionsstuben und sämtliche, von ihnen gespeiste Rotationsmaschinen in Bewegung gesetzt hat. Man bedenke, was es hieß: Sämtliche spanischen und portugiesischen Zeitungen Südamerikas, sämtliche Zeitungen der englisch sprechenden Neuen Welt und des Britischen Empire, sämt-

liche Zeitungen, die in den krausen Schriftzeichen der östlichen Hemisphäre gedruckt werden, sämtliche Zeitungen mit den kyrillischen Lettern Rußlands und des Balkans, sämtliche italienischen, französischen, iberischen, holländischen, nordischen Zeitungen und die ungeheure Menge der deutschsprachigen Zeitungen Mitteleuropas haben über das Ereignis vom 12. Dezember 1901 berichtet: Der deutsche Forscher Emil von Behring hat zu den ersten Nobelpreisträgern gezählt „für seine Arbeit betreffend die Serumtherapie und deren Anwendung gegen Diphtherie“.

Und wenn auch nur mit wenigen Zeilen, den Kern zum mindesten seiner „Nobel-Vorlesung“ haben sie ebenso gebracht: Die Immunisierung der Rinder gegen Tuberkulose ist Tatsache. Sie bedeutet nur eine Etappe auf dem Wege zur Verhütung der Menschentuberkulose.

Daß Behring betont hat, erst noch durch besondere Versuche den p r a k t i s c h e n Tuberkuloseschutz der Rinder suchen zu müssen, daß er vor allem keine Hoffnungen in bezug auf die Menschentuberkulose hat erwecken wollen, das verschlingt der Nachrichtenhunger als Nebensache. Es wurden nämlich Hoffnungen erweckt. Denn die Welt hört nur heraus, was sie heraushören will. Im Brennpunkt von Millionen Augenpaaren aber steht jetzt Marburg, steht das „Institut für experimentelle Therapie“ auf dem Schloßberg, steht sein Begründer und Chef Emil von Behring.

*

„Mein lieber Scholz“, sagt eines heiteren Sommermorgens gutgelaunt dieser Chef zu seinem altvertrauten Mitarbeiter und bietet ihm eine piekfeine Zigarre an, „mein lieber Scholz, du wirst dich mit noch mehr Rindvieh anfreunden müssen. Wieviel Ochsen, Kühe und Kälber betreut jetzt dein wachsames Auge?“

„Herr Geheimrat meinen sicher für die Tb-Versuche? Dreißig Stück werden dafür benutzt“, erwidert Scholz, indem er den kostbaren Glimmstengel aus der besten Kiste seines Herrn vorsichtig in der Rocktasche verstaut.

„Schön. Dann wirst du sehr bald Oberaufseher über zehnmal so viel Rindviecher werden“, schmunzelt Behring.

Und als Scholz leicht erschrocken die Augen aufreißt, fügt er todernst hinzu: „Jawohl, dreihundert Rinder werden dir anvertraut, ein lebendiges Vermögen. — Das weißt du doch von Berlin her, dreißig geheilte Diphtheriefälle waren noch kein vollgütiger Beweis. Bei der Tuberkulose gilt diese vorsichtige Wertung erst recht, dreißig anscheinend gegen Tuberkulose immunisierte Rinder sind noch kein praktisch auswertbarer Beweis. Aber die Zahl dreihundert hätte schon ein stärkeres Gewicht. Das verstehst du doch? — Gut also, dann kümmere dich um die Stallungen und lasse die Einzäunungen auf den Weiden nachprüfen. — Ist Dr. Römer schon gekommen?“

Scholz bejaht und verspricht, den ersten Assistenten seines Chefs herbeizurufen. Behring tritt ans Fenster, trommelt leicht erregt gegen die Scheiben, starrt in die Weite, ohne die Dächer der Stadt zu seinen Füßen, ohne das glitzernde Band der Lahn, ohne die Wiesen dahinter und die Wälder recht in den Blick zu fassen. Ein bohrender Gedanke verfolgt ihn schon seit Wochen. Wie war das doch gleich? — Da hat man in verschiedenen Kliniken bei annähernd 40% verstorbenen Kinder im Darm Tuberkuloseherde gefunden. Nur bei Kindern. Und warum infiziert sich der Darm erwachsener Lungenkranker so selten an Tuberkulose, obgleich sie täglich tuberkulösen Speichel verschlucken? Das muß an der inwendigen Beschaffenheit des Darmes liegen. Natürlich. Der Marburger Kollege Joseph Disse, ein bekannter, zuverlässiger Histologe*), hat doch jüngst auch nachgewiesen, daß der inneren Darmhaut von Säuglingen jede Schleimzellschicht fehlt. Deshalb muß man ja auch bei Säuglingen mit der Ernährung so vorsichtig sein. — Hm, wo bloß der Römer bleibt?

Da klopft es. — „Herein!“ — In der Tür steht zur rechten Sekunde Dr. Paul Römer: „Entschuldigen Herr Geheimrat, bitte, daß ich auf mich warten ließ. Ich habe gleich die letzten Versuchsprotokolle zusammengesucht und mitgebracht.“

*) Histologe = Forscher über den feineren Bau der Körpergewebe.

„Versuchsprotokolle, worüber?“, heischt Behring zu wissen.

„Über die Aufsaugung antitoxischer Eiweißkörper durch den Darm, Herr Geheimrat“, gibt Römer Auskunft.

„Sehr schön, das brauchte ich gerade“, mit den Worten nimmt Behring die Blätter zur Hand und prüft ihren Inhalt, rasch aber genau. Befriedigt stellt er fest: „Wie vermutet, so bestätigen es die Experimente. — Jetzt ist mir die Ansteckung mit Tuberkulose ganz klar. Ausgewachsene Tiere, erwachsene Menschen verfügen normalerweise im Darm über einen Schutzwall aus einer Schleimzellschicht, der das Eindringen der Tuberkelbazillen in den Organismus verhindert. Neugeborene dagegen und ganz kleine Lebewesen, Jungtiere wie Säuglinge, sind der Ansteckungsgefahr in hohem Grade ausgesetzt, wenn sie beispielsweise mit tuberkelbazillenhaltiger Milch ernährt werden. Die Milch ist die Tb-Gefahrenquelle. Dies gilt für den Menschen wie für das Rind.“ —

Und wenige Tage später hämmert er in einem groß angelegten Vortrag vor Tierärzten, die nach Marburg zusammengeströmt waren, der aufs höchste interessierten Versammlung seine neuen Erkenntnisse mit Sätzen wie diesen ein: „Die Lungentuberkulose der erwachsenen Rinder ist nur das typische Ende von solchen chronisch verlaufenden Darminfektionen an Tuberkulose im Säuglingsalter, die nicht mit Selbstheilung geendet haben.“ Und weiter: „Nicht genug zu betonen ist die Infektionsgefahr, welche den Säuglingen nach dem Genuß von tuberkelbazillenhaltiger Milch droht, mögen die Bazillen vom Menschen oder vom Rinde herkommen!“ Und endlich: „Die menschliche Lungenschwindsucht ist bloß das Ende von dem Liede, welches einem Schwindsuchtskandidaten schon an der Wiege gesungen worden ist.“

In der Wiege hole sich das Kind die Tb-Ansteckung, entweder aus der Milch einer tuberkulösen Mutter oder aus der Milch einer tuberkulösen Kuh, so lehrt Behring. Das zarteste Kindesalter vor dieser furchtbaren Gefahr hinfort zu bewahren, faßt er als seine nächste, wichtigste

Aufgabe ins Auge, um den Bazillus niederzuringen, dem er sich nun seit 1895 entgegengestemmt hat, seit sieben langen Jahren.

XV.

Die göttliche Vorsehung gewährt Emil von Behring noch fünf Jahre, sich weiter und unablässig mit dem Problem ringend zu messen, das die zwei Buchstaben „Tb“ umschließen, mit dem Problem, das sein Lehrmeister Robert Koch nicht zu meistern vermocht hat, mit dem Problem, an dessen Lösung die Welt immer brennender interessiert ist. In diesen fünf Jahren wird Emil von Behring ein einsamer Mensch.

Seine Studienfreunde, längst in Amt und Würden über ganz Deutschland verstreut, hören wenig von ihm und schreiben ebenso selten, weil er für behaglich plaudernde Privatkorrespondenz einfach nicht mehr die Zeit findet. Zu Robert Koch sind alle Brücken abgebrochen, obwohl er mehrfach eine Wiederverständigung mit seinem alten Lehrer gesucht hat. Aber der Entdecker des Tuberkelbazillus hat es nie verwunden können, daß sein Schüler auf dem von ihm gerodeten Arbeitsgebiet ihn, den Wegbahner, zu übertrumpfen drohte. Die Schwester, die Tante Emma jetzt, geht ganz in ihrem Pflichtenkreis als Hausfrau und Mutter auf, die Briefe hin und her sind kein Ersatz für die enge geschwisterliche Bindung früherer Jahre. Und auch Freund Wernicke, der getreue Kampfgefährte und Ekkehard, hat schon seit langem endlich die selbständige Wirkungsstätte gefunden, in der sich seine grade Persönlichkeit und vielseitigen Kenntnisse voll entfalten und dementsprechend bewähren können. Anfänglich gehegte Pläne auf eine „geschäftliche Zusammenarbeit in der Diphtheriesache“ hatten sich nicht verwirklichen lassen. Stets der Stellvertreter seines großen Freundes zu bleiben und in seinem Schatten zu leben, hatte naturgemäß Wernicke nicht beabsichtigt. Da war im Frühjahr 1899 der ehrenvolle Ruf an ihn ergangen, die Leitung des neu gegründeten Hygienischen Instituts in Posen zu übernehmen. Nach reif-

licher Überlegung hatte er den Westen mit dem Osten des Reiches vertauscht, ohne sich je über den Tausch beklagen zu müssen. Jetzt freilich erweisen sich die 600 Kilometer zwischen dem kleinen „Lahnathen“ und der großen Warthestadt als ein allzu breiter Trennungsgaben, den selbst ein verhältnismäßig reger Briefwechsel befriedigend nicht zu überwinden vermag.

Und Behrings spätere Mitarbeiter, die Assistenten und Abteilungsleiter in seinen zwei Marburger Instituten, — wird keiner aus ihrer langen Reihe sein Freund? — Nein, niemand. Wohl hat er es von jeher verstanden, ausgesprochen tüchtige Männer zu sich heranzuziehen. Wohl weiß er, bei jedem von ihnen Begeisterung für seine großen Ziele und Begeisterung für ihre Teilaufgaben im Rahmen seiner wissenschaftlichen Strategie zu erwecken. Wohl schenkt er ihnen gern aus dem Füllhorn seines Wissens und seiner Erfahrungen, ohne auch nur einem etwa kleinlich nachzurechnen, was er von ihm an Wissen und Erfahrung mitgenommen habe. Wohl öffnet er ihnen sein gastliches Haus, pflegt nicht selten mit ihnen lange Diskussionen über medizinische, über philosophische, über menschliche Probleme, kümmert sich auch um ihre persönlichen Angelegenheiten, wenn es gewünscht wird, und fördert ihr berufliches Vorwärtskommen.

Andererseits kann er sich dafür auf seine Mitarbeiter in jeder Beziehung fest verlassen, nicht bloß auf die Güte dessen, was sie im Laboratorium leisten. Einmal erscheint in jener Zeit unerwartet, während Behring sich auf einer Dienstreise befindet, ein hoher Ministerialbeamter aus der Reichshauptstadt, um in Marburg bestimmte Informationen über den bisweilen unbequemen Geheimrat einzuziehen. Irgendwelche Universitätsquengeleien waren aufgebauscht nach Berlin getragen worden. Um dem auf die Spur zu kommen, ladet der diplomatische Herr ein paar von Behrings Assistenten zum Abendessen ein, den Römer, den Much und noch einen. Man spricht über dies und das, über Politik, über Karrieren, über Kleinstadt-leben, über die Arbeiten und landet schließlich beim Thema „der Chef“. Nun versucht der Berliner, möglichst schlau auf „den berühmten Busch zu klopfen“. Denn wer schimpft nicht gern über seinen Vorgesetzten? —

Aber siehe da: er erfährt gar nichts, nicht ein Quentlein. Vielleicht war auch nichts zu erfahren. Jedenfalls meint zum guten Schluß der Dr. Hans Much trocken und höflich: „Wissen Sie, Herr Ministerialrat, seine Mucken und Grillen hat jeder Mensch, aber Genie, das hat nicht jeder.“ Womit alles gesagt war. — Einer, der dabeigewesen, hat mir die kleine Geschichte selbst erzählt. —

Trotzdem, — niemand aus dem Kreise erringt Behrings Freundschaft, niemand wird Behrings Freund. Mag sein, daß der geistige Abstand als zu gewaltig empfunden wird. Mag sein, daß Behrings Wesen, leicht zu Sarkasmus neigend, zu kühl der Umwelt gegenübersteht. Wer seit mehr als zwei Jahrzehnten um höchste Ziele gerungen hat, wie er; wer derart unaufhörliche Kämpfe durchgestanden hat, wie er; wer sich weiter berufen fühlt, Großes auszuführen, und dabei gelernt hat, „die Dinge ein wenig sub visu aeterni zu sehen“, — der kennt nur eines: die Sache und die Aufgabe als Pflicht im höchsten Sinne. Und wie er selbst noch niemals sein eigenes Arbeitsmaß nach Stunden berechnet hat, wie er sich selbst als führendes Werkzeug im Dienste der sachlichen Pflicht betrachtet, so sieht er in den Menschen um sich, die ihm helfen, so etwas wie Schachfiguren, die er einsetzt und lenkt, um seine Aufgabe zu lösen, um den Todfeind Tuberkulose bald matt setzen zu können.

Nur zwei Plätze auf Erden und die wenigen Menschen, die da wohnen, nehmen eine Ausnahmestellung ein. Das ist sein Zuhause hinter den Bäumen und Büschen des Gartens in der Roserstraße und sein zweites Zuhause auf der kleinen Insel im blauen Mittelmeer; das sind seine „Lufrau“, wie er die Lebensgefährtin nach ihrem Spitznamen aus der Mädchenzeit ruft, und seine Buben. Spärlich genug sind die Stunden gesät, die er ihnen widmen kann, bei Tische, an einem freien Abend, bei gelegentlichen Spaziergängen, während der Ferienreisen. Dann ist er Vater und Gatte, dann ist er Freund und einfach Mensch, gelöst aus den Sielen der Arbeit. Der Wunsch danach bleibt oft, ach nur zu oft, ein greifbar naher, aber unerfüllter, weil zurückgehaltener Drang nach Glück. Mein Gott, er brauchte nur die Tür zu öffnen, er brauchte nur die wenigen Schritt über den Flur ins nächste Wohn-

zimmer zu tun, dann würden ihm ein strahlendes Frauenauge und das übermütige Jauchzen seiner Jungen verraten, wo sein Glück wohnt. Aber nein, sie halten ihn eisern fest, die zwei schicksalhaften Buchstaben „Tb“. Noch lassen sie ihn nicht frei.

Wie kann das sein, wenn man fast tagtäglich Briefe erhält, Briefe aus aller Welt, Briefe, die geradezu quälen mit ihrem Schrei nach Hilfe, Briefe wie diesen, der an seine Frau gerichtet war:

„Hochwerthe gnädige Frau!

Als Mutter möchte ich an Sie als Mutter schreiben. Mein Mann ist vor etlichen Jahren an Lungenschwindsucht gestorben. Das plötzlich ausgebrochene Leiden bei meinem Manne hat uns unseren Wunsch nach einer fröhlichen Kinderschar zunichte gemacht. Ich habe nur einen einzigen Sohn, das Ebenbild meines verstorbenen Seligen, heute ein junger Mann von 23 Jahren. Aber er ist auch tb, wie die Ärzte sagen, und Sie wissen, was das heißt. Zur Zeit befindet er sich in der Lungenheilanstalt von XY, bereits zum dritten Male. Immer, wenn er dort einige Monate gewesen, fühlt er sich gesunder und frisch. Aber hernach im Büro bei der Berufsarbeit klappt er bald wieder zusammen, wird matt, unlustig und krank. Liebwerthe gnädige Frau, mein Sohn siecht dahin, fürchte ich. Liebwerthe gnädige Frau, ich flehe Sie an, kann Ihr Gemahl nicht helfen? Die Zeitungen schreiben so viel von ihm. Ich will Ihrem Gemahl den Rest unseres Vermögens überlassen, ich will Ihrem Gemahl zeitlebens meine Arbeitskraft als Zeichnerin zur Verfügung stellen, wenn er mir meinen Sohn rettet. Liebwerthe gnädige Frau, ich bitte Sie als Mutter, daß mir Ihr Gemahl helfen möge!“ —

Ein Herz aus Stein hätte sich von solchem Brief erweichen lassen müssen. Und dieser Emil von Behring hat keineswegs ein Herz aus Stein in der Brust. Aber kann er helfen? — Nein, er kann es immer noch nicht! Doch er will und muß es erreichen, um Tausender von Müttern willen.

Und dann wieder gewinnt die friedliche Atmosphäre seines Heims die Oberhand bei ihm, so daß er sich eines Weihnachtstages, am deutschesten aller Familienfeste,

hinsetzt und an Emile Roux nach Paris folgendermaßen schreibt:

„Marburg, d. 25. XII. 05.

„Hochverehrter und lieber Herr College!

„Mit herzlichster Anteilnahme haben wir Ihre Mitteilung vom 7. d. M. über Ihre Trauer gelesen. Ich wünsche Ihnen, daß das neue Jahr und die folgenden Jahre Ihnen Ersatz bringen dafür, was das letzte Jahr geraubt hat.

„In meiner Familie geht alles gut. Fritz ist ein gutgearteter, gesunder, hübscher und kluger Junge. Er schickt Ihnen als Pathenonkel anliegend selbst seinen Neujahrswunsch. Wir beide machen manchmal lange Spaziergänge in Feld und Wald und zu meinem Gutshof. Dabei versuche ich, sein Verständnis für Landwirtschaft und Viehzucht zu wecken, damit er später einmal meine eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete fortsetzen kann. Bernhard, ‚der Träumer‘, ist jetzt 6 Jahre alt, Hans über 2 Jahre und (der nach seinem Pathen Röntgen benannte) Kurt Konrad nähert sich dem Ende seines ersten Lebensjahres. Alle Jungen haben uns bis jetzt bloß Freude gemacht. Sie werden vielleicht von meiner Frau, von mir und allen anderen Menschen mit gar zu großer Milde behandelt. Aber alle Ansätze zur väterlichen Strenge sind bis jetzt ziemlich kläglich geendigt, und ich muß dem Leben und dem Schicksal überlassen, was Eltern und sonstige Angehörige in dieser Beziehung versäumen. Übrigens merke ich, wie meine Kinder immer mehr meine Zeit in Anspruch nehmen. Wenn ich meine Tuberkulose-Arbeiten zu einem einigermaßen befriedigenden Abschluß gebracht haben werde, wird wohl für die Wissenschaft nicht mehr viel bei mir übrig bleiben.

„Eigentlich steht aber schon jetzt die Beschäftigung mit meinen Kindern und mit meinem Gutshof im Mittelpunkt meines Denkens. Wenn ich darüber hinaus allgemeine volkswirtschaftliche Aufgaben nicht aus dem Auge verliere, so tritt doch immer mehr meine angeborene Neigung zum Landleben und zum Familien-Egoismus zutage, so daß ich, im Grunde genommen, mich auf die Lösung solcher Probleme beschränke, deren menschlich-

familiäre und landwirtschaftliche Bedeutung ich aus allernächster Nähe kenne.

„Was die Tuberkulose angeht, so hoffe ich, den Termin, welchen ich für den ersten Abschluß der tuberkulose-therapeutischen Arbeiten in Paris genannt habe, einhalten zu können . . .

Mit freundschaftlichen Neujahrswünschen

Ihr E. Behring.“

Was stünde „eigentlich“ im Mittelpunkt seines Denkens? — Die Kinder, seine Familie, das Landleben? — Jawohl, sicherlich in jenen stillen Festtagen; sicherlich in seinen Wunschträumen; und ganz gewiß nicht zuletzt deshalb, weil er hofft, dem ersten Abschluß seiner „tuberkulose-therapeutischen Arbeiten“ nahe zu sein, d. h. irgendeine Heilmethode gegen Tuberkulose gefunden zu haben.

Wirklich, klingt es nicht endlich, als ob er den zweiten großen Erfolg seines Forscherlebens jeden Augenblick beim Schopfe packen könnte? — Die Welt erwartet es von ihm.

*

Sechsmal hatte Behring in den vor diesem Brief vergangenen drei Jahren, seitdem er jenen folgenschweren Schluß über die Ansteckungsquelle für Tuberkulose gezogen und alsbald der wissenschaftlichen Öffentlichkeit dargelegt hatte, sechsmal hatte er seitdem an sechs verschiedenen Orten und vor stets andersartigen Zuhörerschaften über die Fortschritte seiner Forschungen gesprochen. Von Mal zu Mal hatte er eine Zunahme seiner Zuversicht zu erkennen gegeben; von Mal zu Mal hatte er einen Schritt vorwärts bekanntgegeben; war der Widerhall in der Presse, im Publikum lauter und stürmischer geworden. — Woran alle bisher gescheitert sind, was selbst einem Robert Koch nicht gelungen, dieser Mann muß es schaffen, wird es schaffen, dieser wahrhaft begnadete Arzt und Forscher, Professor, Geheimrat, seit kurzem Exzellenz sogar, seitdem ihm sein König am 28. August 1903 das hohe „Prädikat Excellenz“ verliehen hat. Wenn er es nicht schafft, dann kann jede Hoffnung

auf Sieg über den Tb-Bazillus zu Grabe getragen werden. — So dachte das Volk, und zwar nicht bloß das deutsche. Bis zum Zerreißpunkt war die Spannung gestiegen, allenthalben dort, wo Menschen an Tuberkulose zugrunde gingen.

Den ersten aus dieser Vortragsreihe hatte er am 12. März 1903 vor der „Wiener Gesellschaft für Innere Medizin“ im großen Hörsaal des Wiener Allgemeinen Krankenhauses gehalten. — „Unser geehrter Gast tritt wie ein Sieger in unsere Mitte“, so hatte ihn der Vorsitzende, Professor Leopold von Schrötter, beifallumtost begrüßt. „Man braucht nur das Wort ‚Diphtherie‘ auszusprechen, um den Namen Behrings im Norden und Süden, im Westen und Osten bei allen Völkern unserer Erde mit Begeisterung aussprechen zu hören. Dieser siegreiche Feldherr rückt heute der Tuberkulose an den Leib. Im letzten Herbst, als ich das Glück hatte, Behrings Ausführungen über die Immunisierung der Rinder gegen die Tuberkulose zu hören, schimmerte schon die Idee durch, daß er seine Erfahrungen auf den Menschen übertragen werde. Es schien mir von größtem Werte für die Wiener Ärzteschaft zu sein, diesen Mann nach Wien einzuladen, damit er uns in lebendiger Rede das bisher Erreichte und das in Zukunft Anzustrebende mitteile.“

Als das tatsächlich Erreichte stellte er seine Tuberkulose-Impfungen an Rindern vor. „Von deren praktischer Bedeutung bin ich in diesem Moment in höherem Grade durchdrungen, als das bei mir in bezug auf meine therapeutischen Diphtherie-Experimente der Fall war zu der Zeit, als ich vor nunmehr achteinhalb Jahren hier in Wien meinen Vortrag hielt“, rief er mit Nachdruck aus. Und als das in Zukunft Anzustrebende bezeichnete er den prophylaktischen Schutz des Menschen vor Tuberkulose-Ansteckung. Unter Hinweis auf die Tatsache, daß die Tierärzte bereits begonnen hätten, junges Nutzvieh in den Stallungen gegen Tuberkulose zu impfen, schloß er mit der rhetorischen Frage: „Sollte wirklich für den Tuberkuloseschutz neugeborener Kinder in menschlichen Wohnungen weniger getan werden dürfen?“ —

Den zweiten der Vorträge hatte er am 25. September 1903 auf der 75. Tagung der Deutschen Naturforscher

und Ärzte im benachbarten Kassel gehalten. — Seine Kerngedanken: „Ob derjenige Krankheitszustand, den wir alle unter dem Namen Lungenschwindsucht nur zu gut kennen, heilbar ist, und insbesondere ob er heilbar ist durch ein Mittel der ärztlichen Kunst, das weiß ich nicht und habe ich auch nicht zum Gegenstand meiner Untersuchungen gemacht. Dagegen will ich hier die Kunst, einem noch nicht tuberkulösen Individuum Tuberkuloseschutz zu verleihen, zum Gegenstand meiner Rede machen.“ — Nach welchem Vorbild? — Wie es ihm bei Rindern gelungen sei, was sich in der Praxis bewährt habe „in drei Kreisen der Provinz Hessen-Nassau, im Großherzogtum Hessen, auf der Meierei von Bolle in Köpenick bei Berlin, auf den großen ungarischen Besitzungen des Prinzen Ludwig von Bayern, auf den ausgedehnten Herrschaften des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich, auf den Gütern des Grafen Schwerin-Göhren und anderen mecklenburgischen Gütern.“ Nicht dreißig, nicht dreihundert, nein Tausende von Kälbern unter drei Monaten seien dort tb-immunisiert worden! — Und wie erhält der Mensch einen Tuberkuloseschutz? — Einmal vorläufig durch sorgfältiges Fernhalten aller Ansteckungsquellen vom Kinde, ferner durch Ernährung des Säuglings mit keimfrei gemachter Milch, am besten — falls Muttermilch nicht zur Verfügung steht — mit der Milch tb-immunisierter Kühe, mit „Immunmilch“. Weitere Maßnahmen werde er später bekanntgeben. Denn seine Bestrebungen zur Heilung der Tuberkulose „haben als letztes Ziel das Überflüssigwerden aller Schwindsucht-Heimstätten, Heilstätten und Schutzstätten durch das Kampfmittel, durch dessen Anwendung einst Jenner die alten Pockenhäuser überflüssig gemacht hat, durch die Tuberkulose-Schutzimpfung.“

Zum dritten aus der Vortragsreihe hatte ihm der „Verein für Innere Medizin“ in Berlin am 18. Januar 1904 Gelegenheit gegeben. — Zwei Fragen behandelte er hauptsächlich. Erstens: „Was ist Disposition zur Schwindsucht?“ — Seine Antwort: „Jeder Mensch ist zur Lungenschwindsucht disponiert, ebenso wie jedes Kalb zur Perlsucht*) disponiert ist. Gelegenheit ist alles,

*) Perlsucht = tuberkulöse Erkrankung der Rinder.

kann ich hier mit dem Dichter sagen. Gebe ich verschiedenen Menschen von Geburt an genau die gleiche Ansteckungsgelegenheit, kann ich sie genau unter dieselben Lebensbedingungen versetzen, so werden sie zuverlässig auf die gleiche Weise reagieren; ganz ebenso wie Rinder, Ziegen, Pferde, Meerschweinchen und andere Tierarten, die ich daraufhin experimentell geprüft habe.“ — Zweitens: „Wie kämpft man gegen das Schicksal der Tb-Ansteckung im Säuglingsalter an?“ — Seine Antwort: „Man vermeidet den Transport von Tuberkelbazillen in den Mund des Säuglings, man gibt ihm mit der Säuglingsmilch Tuberkulose-Antikörper.“ Das werde gewährleistet durch Ernährung mit der nach seinem Verfahren konservierten Kuhmilch, konserviert durch einen ganz geringen Zusatz von Formaldehyd*) 1 : 40.000, die er „B. F.-Milch“ nenne. —

Bereits zwei Monate danach hatte er am 16. März den vierten Vortrag vor der Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz in Bonn halten können. — „Um die Säuglingsmilch ist es mir zu tun“, hatte er ausgerufen. „Für die Säuglingsmilch, wo sie nicht direkt von der Mutterbrust oder von der Ammenbrust bezogen werden kann, suche ich es zu erreichen, daß sie ungekocht dem neugeborenen Kinde verabreicht werden darf, ohne Krankheitserreger zu übertragen.“ Und schon konnte er neben seiner sog. „B. F.-Milch“ noch ein zweites, von ihm gefundenes Verfahren zur Milchkonservierung mitteilen, das geeignet sei, die hohe hygienische Forderung zu erfüllen.

Auch der fünfte dieser Vorträge, gehalten am 17. Februar 1905 im Großen Museumssaal zu München zugunsten eines Säuglingsheims, gehalten vor Mitgliedern des bayrischen Herrscherhauses und den Spitzen der Gesellschaft, hatte sich wieder um die „Kuhmilch als Säuglingsernährung“ gedreht, gesehen vom Standpunkt des Kampfes gegen die Tuberkulose. Noch eingehender, noch leichter verständlich, noch durchdachter hatte er seine Thesen über Tb-Ansteckung, über Tb-Hygiene,

*) Formaldehyd = der wichtigste Bestandteil im Formalin, dem bekannten Desinfektionsmittel. Es ist eine bestimmte chemische Verbindung der Ameisensäure.

über Tb-Verhütung dargelegt. Noch einmal hatte er seinen Impfstoff gegen Rinder-Tuberkulose gepriesen, den er inzwischen mit dem technisch-wissenschaftlichen Namen „Bovovaccin“ (oder „Bovovakzin“^{*)}) bezeichnet hätte. Nichts werde er unversucht lassen, auf dem beschrittenen, als richtig erprobten Wege zum durchschlagenden Enderfolg zu kommen. — —

„La Tuberculose vaincue! — Le Professeur Behring annonce, qu'avant un an il pourra guérir la tuberculose!“^{**}) — So hatten die Schlagzeilen der Pariser Sensationspresse am 5. Oktober 1905 gelautet. Vom 2.—7. Oktober hatte der „III. Internationale Tuberkulose-Kongreß“ in der Seine-Metropole stattgefunden. Emil von Behring hatte als offizieller preußischer Delegierter daran teilgenommen. Am 4. Oktober hatte ihn der Chef der Zeitung „Le Matin“ bei einem Theaterfeste über die wissenschaftlichen Grundlagen seiner Tuberkulose-Bekämpfungsmethode befragt. Am folgenden Morgen hatte die Presse das Interview aufgebauscht und übertrieben veröffentlicht. Am selben Morgen hatte der Präsident der Republik M. Loubet, der den deutschen Forscher zu einer Fahrt nach Montigny eingeladen hatte, mit Behring über die Artikel gesprochen. Behring hatte dabei richtiggestellt, was richtigzustellen war. Das hatten andere Journalisten in der Umgebung des Präsidenten mitangehört und einen zweiten Bericht in anderen Blättern gebracht. Gleichzeitig hatte Elias Metschnikoff im Pasteur-Institut vor größerer Zuhörerschaft erklärt, „qu'il attend avec la plus grande confiance les résultats des travaux du professeur Behring en vue de la guérison de la tuberculose“^{***}) Auch das hatte die Presse aufgegriffen. „Heilung der Tuberkulose“, das war „une nouvelle, mieux que l'annonce d'une victoire, plus même que la

^{*)} Bovovakzin = Impfstoff für Rinder

^{**}) Übersetzung: „Die Tuberkulose besiegt! — Der Professor Behring kündigt an, daß er in einem Jahr die Tuberkulose wird heilen können!“

^{***}) Übersetzung: „... daß er mit der größten Zuversicht die Ergebnisse der Arbeiten von Professor Behring hinsichtlich Heilung der Tuberkulose erwarte.“

conclusion d'un traité de paix“,*) ein Triumph für das aufgeregte Paris.

Und so war Behring wider Willen gezwungen worden, am letzten Kongreßtage, am 7. Oktober 1905, im überfüllten Saal des „Grand Palais“ ohne wesentliche Vorbereitung zu sprechen, den sechsten aus dieser sich steigenden Vortragskette zu halten. — Dies sein Inhalt: Jawohl, er habe neuerdings ein Heilprinzip gefunden; es beruhe auf einem besonderen Bestandteil des unschädlich gemachten Tb-Bazillus; seine Gewinnung sei ungewöhnlich kompliziert, seine Haltbarkeit und Transportfähigkeit noch nicht geklärt; er nenne es „TC“; das Mittel sei noch vervollkommnungsfähig; seine Wirkungsweise sei die und die. —

„Wie lange Zeit noch vergehen wird“, so nahm er die suggestiv aus aller Zuhörer Augen abzulesende Frage auf, „ehe mein Tuberkulosemittel zur wirksamen Waffe im Kampfe gegen die menschliche Tuberkulose geworden sein wird? — Ich weiß es nicht. Das hängt von vielen Umständen ab, von meiner Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit, von meiner taktischen Geschicklichkeit und von Zufälligkeiten, die nicht in meinem eigenen Machtbereich liegen. Doch hoffe ich, schon der nächste internationale Tuberkulosekongreß wird wesentliche Fortschritte im Kampfe gegen die menschliche Tuberkulose zu verzeichnen haben!“ —

Ein rasender Beifallssturm hatte dies kaum greifbare Versprechen quittiert. — Gut also, so lange wird man warten, ein Jahr noch oder deren zwei. Die Welt sieht nur die Frist. Und Behring selbst schreibt zu Beginn ihrer Laufzeit an Emile Roux: „... so hoffe ich, den Termin, welchen ich für den ersten Abschluß der tuberkulose-therapeutischen Arbeiten in Paris genannt habe, einhalten zu können.“

*

„... im Sauseschritt läuft die Zeit...“ Und Hermann Scholz und Paul Römer und Emil von Behring, sie su-

*) Übersetzung: „... eine Nachricht, die besser sei, als die Kunde von einem Sieg, besser selbst als ein Friedensschluß.“

chen und forschen in Hetze und Hast. Die Bovovakzine werden verbessert und geändert. Sie kommen zu neuen Impfstoffen mit neuen Namen, zum „Taurin“, zur „Tuberkulase“, zur „Tulase“, „C-Tulase“ und „V-Tulase“, zum „Tulaselaktin“. Alles sind hochentwickelte und sehr verwickelt entstandene Präparate. Schon sind 10.000 Rinder schutzgeimpft, bald werden es 20.000, bald 30.000, zuletzt sind es 35.000 — fünfunddreißigtausend Rinder in den verschiedensten Gegenden des Reichs, der Donaumonarchie und Frankreichs —, die in den Versuchen stehen. Und alles nur zu dem einen Zweck, den großen Schritt, den wirklich entscheidenden Schritt gegen die Tuberkulose des Menschen zu finden, an der alljährlich mehr als hunderttausend Unglückliche allein in Deutschland vorzeitig sterben müssen.

Frühmorgens um vier Uhr steht Behring bereits an seinem Schreibpult, um zuerst — tagaus tagein — die wichtigsten Briefe handschriftlich zu erledigen. Dann werden mit nervösen Schriftzügen Versuchsanordnungen zu Papier geworfen, die nur der alte Scholz den Mitarbeitern „übersetzen“ kann. Dann werden Fachblätter durchstudiert; es folgen Besprechungen in den Instituten, Besichtigungen der Versuchstiere; Vorlesungen müssen gehalten werden, Besucher müssen empfangen werden, Vorträge und Aufsätze müssen ausgearbeitet werden; ihn zwingt dies Muß und jenes. Der Abend fliegt herbei. —

Und dazu noch die Belastung als Industrieller. Ja, auch diese Bürde haben die Verhältnisse dem Forscher aufgedrängt. Um seine neuesten Ergebnisse in etwa zu wirtschaftlichen Erträgnissen auswerten zu können, wozu ihm die Industrie nicht die Hand bieten will, hat er aus seinen eigenen Laboratorien und dazugehörigen Anlagen ein biologisch-bakteriologisches Unternehmen begründet. Am 7. November 1904 ist das „Behringwerk, Marburg/Lahn“ im Handelsregister eingetragen worden. Dort werden zunächst Tb-Impfstoffe und Milchkonservierungs-Präparate hergestellt, später das fabrikatorisch bisher vernachlässigte Tetanus-Heilserum und verwandte Medikamente. Und wenn er auch in dem Pharmazeuten Dr. Carl Siebert, einem Apotheker, als Teil-

haber einen eifrigen Geschäftsführer findet, die Hauptverantwortung auch für dies Gelingen liegt auf seinen Schultern.

★

Und der Sauseschritt der Zeit überrundet doch die übermenschliche Tatkraft eines Emil von Behring. „Man“ fängt an, zu raunen, zu munkeln, zu spötteln: Was ist mit Behring? Man hört nichts mehr von ihm? Na, der Römer macht ja jetzt ganz große Versuche drüben in Argentinien. — Ach, der Versuche sind schon mehr als genug. — Wo bleibt der Tb-Schutz des Menschen? — Hat auch Behring die Waffen niederlegen müssen? — Was ist mit Behring?

Eines Abends Ende November 1907 kehrt Frau Else von einer gemeinsam mit dem Gatten angetretenen Reise nach München allein zurück.

„Wo ist Vater?“ fragen die Kinder. Die Mutter schickt sie wortlos ins Bett.

Am nächsten Morgen sagt sie zu Pauline, dem langbewährten Hausmädchen: „Der Herr bleibt noch in München, er ist krank.“ Und der alten Klemm, der Kinderfrau, drückt sie die Hand: „Verlaß' uns jetzt nicht, Klemmsche, hörst du!“ — Dann schließt sie sich in ihr Zimmer ein. Die Jungens trollen sich verschüchtert in die Schule oder in den Garten.

Am Nachmittag läutet der Fernsprecher. Pauline meldet: „Ein Gespräch von auswärts, gnädige Frau Geheimrat. Frau Schumburg ist am Apparat.“

Die Hausfrau läßt das Gespräch umlegen in das Arbeitszimmer ihres Mannes, betritt den leeren, verlassenen Raum und sagt: „Bist du da, Emma? Von wo aus sprichst du denn?“ — „Aus Frankfurt, Wilhelm hat hier zu tun. — Wie geht's euch denn?“ — Schluchzen antwortet. „Du, du weinst ja, was ist dir?“ — „Mir? — Mir ist gar nichts, Emma. Aber der Emil . . .“ — „Der Emil? Was fehlt ihm?“ — „Zusammengebrochen, Emma. Es ist furchtbar. Aus, alles aus, Emma.“ — „Mein Gott, Else was ist denn passiert? — Else, so sag doch! — Else, hörst du nicht?“ — Keine Antwort kommt zurück.

Emma Schumburg schickt sofort ein dringendes Telegramm an Hermann Scholz. Mit dem nächsten Zug fährt sie nach Marburg. Die drei Stunden dehnen sich ihr zu einer Ewigkeit. Am Bahnhof holt sie der getreue Scholz ab. Ganz verdattert blickt er drein. „Der Herr Geheimerat ist im Sanatorium in München, seit vorgestern, seit dem zweiundzwanzigsten“, das ist alles, was sie aus ihm herausbringen kann.

In der Roserstraße empfängt sie unten in der Diele die alte Klemm. „Wo ist meine Schwägerin?“ fragt Emma hastig. Die Kinderfrau gibt ihr Bescheid. Sie stürzt die Treppe hinauf. Oben findet sie eine verbissen um Fassung ringende Frau. „Das ist schön von dir, Emma, daß du gekommen bist. Emil ist zusammengebrochen, einfach zusammengebrochen. Es war zu viel für ihn, zu viel.“

XVI.

Auf seinem Zimmer in der „Kuranstalt Neuwittelsbach“ bei München, Chefarzt Dr. Rudolf von Hoeßlin, sitzt Emil von Behring. Mit großen, ein wenig krakeligen Buchstaben malt er in ein schmales blaues Schülerschreibheft, das ihm zu Entwürfen für wichtige Briefe dient, folgende kurze Worte: „Montag, d. 20./IX. 09. Am 18./IX. abends Abfahrt von Lufrau. Schwerer Abschied. Morgens wollte ich noch mitfahren.“

Er zieht unter die Notiz einen langen Querstrich über die Breite der Seite, schiebt das Heft von sich weg und starrt vor sich hin. — Ja, du großer Gott, — sind denn wirklich schon zweiundzwanzig Monate verflossen, die ich hier zugebracht habe? Kann ich gar nicht mehr zur Arbeit zurückfinden? — Die Ärzte behaupten, ich sei nicht krank, ich sei organisch vollkommen gesund. Gut, ich will es glauben. Aber sie vergessen eines, sie vergessen, daß ich gescheitert bin.

Er greift mit beiden Händen die Tischkante. — Sieht es nicht beinahe schwerfällig aus, wie er sich langsam erhebt, wie er sich reckt? In früheren Jahren, wenn sein Temperament ihn übermannte, durchmaß er eine Stube

mit drei, vier Goliathschritten hin und her. Heute schreitet er bedächtig zum Fenster, bleibt stehen, schreitet zur Tür, zurück zum Fenster, zum Schreibtisch. Sein Blick fällt auf ein paar unbeantwortete Briefe; in dem einen berichtet Dr. Siebert, wie allwöchentlich, über die wichtigsten geschäftlichen Vorgänge im „Behringwerk“; in dem anderen Dr. Römer über die wichtigsten Versuche, die in den „Behring-Instituten“ laufen, wie der Marburger Volksmund längst die Anlagen auf dem Schloßberg und im Hinkelbachtale getauft hat.

Paul Römer, der unentwegte, bei weitem sein fleißigster, tüchtigster Mitarbeiter in den Marburger Jahren, beschäftigt sich immer noch mit der Tuberkulose. Ein bitteres Lächeln huscht über Behrings strenge gewordene Züge. Er denkt daran, wie Römers von der Argentinischen Regierung großzügig geplante Versuche zur Bekämpfung der Rindertuberkulose sang- und klanglos im Sande verliefen, durch Unzulänglichkeiten zunichte gemacht. Als Römer seinen Aufenthalt drüben jenseits des Ozeans vorzeitig abbrach, hatte er, Behring, sich schon hinter diese Mauern hier in Neuwittelsbach geflüchtet.

Die Sphinx der Tuberkulose, ein unergründliches Rätsel. War der von ihm eingeschlagene Weg denn falsch gewesen? Schon einmal hatte er die Marschroute ändern müssen, damals, als er es aufgab, ein antitoxisches Tb-Heilserum zu entdecken. Aber die Bovovakzination, die Tb-Impfung der Rinder, hat doch die Wissenschaft als experimentell gesichert anerkennen müssen! Weshalb gelang die Anwendung des Prinzips auf den Menschen nicht? Weshalb nicht? — Bohrende Gedanken wollen ihn wieder anspringen. — Nein, nicht jetzt, nicht jetzt sich damit quälen! — Jäh nimmt er Hut und Mantel und begibt sich in den Garten der Anstalt, um sich von der milden Septembersonne durchwärmen zu lassen.

*

Zweiundzwanzig Monate hat Emil von Behring, fern von Forschung, Wissenschaft und Menschentreiben, an

dieser seiner selbstgewählten Zufluchtsstätte schon zugebracht. Einen Winter, einen Frühling, einen Sommer und einen Herbst, abermals einen Winter, einen Frühling, einen Sommer, um nun dort dem zweiten Herbst entgegenzusehen. Gewiß, etliche Male hat er die Absicht ernsthaft erwogen, wieder nach Marburg zurückzukehren. Zu gern möchte er wieder daheim leben, möchte vor allem seine Jungen wiedersehen. Fünf sind es mittlerweile geworden, nachdem ihm Frau Else im Herbst 1906 noch ein Söhnchen geschenkt hatte, Emil Elias geheißen, getauft auf die Namen des Vaters und des berühmten Patenonkels Elias Metschnikoff.

Allein was soll er in Marburg? Er kann ja nicht arbeiten, er kann es nicht. Soll er als Drohne vegetieren, da, wo er auf Schritt und Tritt an seine Ideen, an seine Werke, an seine Erfolge erinnert wird? — Pah, an seine Erfolge! Die sind von der Welt vergessen, wähnt er. Doch daß er gescheitert ist, das hat und das wird sie nicht vergessen. Und dieser Mann, in dessen Haus sich fast von Woche zu Woche die Briefe häufen, mit denen Eltern buchstäblich aus allen Weltteilen ihren jubelnden Dank dafür abstatten, daß die Behring'sche Serumspritze ihr Kind, oft ihre Kinder vor dem Diphtherietode gerettet hat, dieser Mann quält sich und seine Umgebung mit Vorwürfen, daß er die Hoffnung anderer Eltern, anderer Menschen bei seinem zweiten großen Kampf nicht hat erfüllen können. Dieser Mann, der sein ganzes Leben lang seit seiner Schulzeit als armer Leute Bub, der durch seine Studenten-, durch seine Militärarztjahre hindurch bis zum bewunderten Professor, und der auch dann noch ohne Pause sich bemüht und gestrebt, gerungen und sich immer, immer wieder durchgesetzt hat, dieser Mann quält sich und seine Umgebung mit Unterwertigkeitskomplexen, weil er einmal einer Riesenaufgabe nicht Herr werden können. Er kann und kann sich nicht aus seiner unvorstellbaren seelischen Niedergeschlagenheit freimachen, um wieder zu sich selbst zu finden. Der Mann, dessen Wahlspruch lautete: „Es gibt für den Menschen nur eine Schuld: die, nicht er selbst zu sein!“

Nur Dr. von Hoeßlin und seine Kollegen teilen nicht den Pessimismus ihres Patienten. Auf Grund häufiger gewissenhafter Untersuchungen und ihrer psychologischen Erfahrungen sind sie davon überzeugt, daß Behrings im Kern gesunde Natur und sein willensstarker Genius doch einmal die düsteren Geister bannen werden, die ihn jetzt schier zu erdrücken drohen. Und jedesmal, wenn sich Frau Else nach einem Besuch bei ihrem Gatten mit traurigem Blick von dem Chefarzt verabschiedet, richtet er die Gebeugte mit dem Trost auf: „Sie dürfen dessen ganz sicher sein, gnädigste Frau: der Zeitpunkt kommt, wo Ihr Herr Gemahl wieder da ist, wo er wieder ein Emil von Behring sein wird!“

*

Fast auf den Tag genau eintausend Tage währt Behrings Kuraufenthalt in Neuwittelsbach unter der sorgenden Obhut Dr. von Hoeßlins. Am 6. August 1910 wagt er die Rückkehr in die Welt der Arbeit, in sein Zuhause. Wie alte Freunde grüßt er die schlanken Türme der Elisabethkirche wieder und den mächtigen Rücken des Schloßberges mit der Burg des Landgrafen Philipp. Wie ein glücklich Genesener wandelt er am Arm der Gattin durch die Räume in der Roserstraße 7. Bald lacht er wieder über die Streiche seiner Sprößlinge. Bald fährt er wieder durch die bergigen, winkligen Straßen der liebgewonnenen Stadt. Bald begrüßt ihn so mancher Bekannte, der an seinem Wohlergehen Anteil nimmt.

Die erste Ausfahrt geht natürlich hinauf zum Schloßberg, hinaus nach Marbach ins Hinkelbachtal, hinauf zur Elsenhöhe, um sein „Institut für Experimentelle Therapie“, um sein Behringwerk und die dazugehörigen Anlagen zu besichtigen. Scholz, Römer, Siebert und alle anderen wetteifern darin, ihrem Geheimrat zu zeigen, daß er Grund zu bester Zufriedenheit habe, ihrem Geheimrat das Sicheinfügen in den lang entwöhnten Arbeitsrhythmus zu erleichtern. Und einige Zeit danach schreibt er Ende September an seinen ärztlichen Betreuer nach München: „Während der letzten sieben

Wochen habe ich keinen einzigen Tag die Laboratoriumsarbeit ausgesetzt. Und der schnelle und glückliche Fortgang meiner Experimente hat die qualvolle Empfindung der Nutzlosigkeit und Überflüssigkeit meiner Existenz ganz beseitigt.“

Der schnelle und glückliche Fortgang seiner Experimente? — Welcher Experimente? Zu welchem Ziele? — Die Antwort muß lauten: Emil von Behring rundet seine Lebensarbeit zur Vollendung, — die letzte Station seiner großen Idee.

Seine Serumspritze, rechtzeitig angewandt, vernichtet das Tetanusgift und verhindert den Ausbruch des Wundstarrkrampfes. Seine Serumspritze, gefüllt mit Diphtherie-Antitoxin, vernichtet das Gift des kindermordenden Bazillus und führt dadurch die Heilung herbei. Aber sie verleiht, entgegen früher gehegten Erwartungen, keinen langandauernden Immunitätsschutz gegen eine Diphtherie-Ansteckung.

Es hatte sich nämlich im Laufe der Jahre erwiesen, daß menschliches Blut das ihm artfremde, tierische Eiweiß des injizierten Heilserums möglichst rasch auf natürlichem Wege wieder ausscheidet. Da nun die antitoxischen Heilkräfte, zumeist aus Pferdeserum gewonnen, an dessen Eiweiß gebunden sind, wurden sie ebenso rasch mitausgeschieden. Damit verflog die Schutzwirkung gegen das gefährliche Diphtheriegift oft schon nach 20 Tagen. Wohlgemerkt: die Heilung eines akuten Krankheitsfalles an Diphtherie durch das Heilserum stand außer Frage, allein vorbeugender Schutz, der anhielt, wurde mit ihm nicht erzielt. Das aber will Emil von Behring jetzt erreichen. Er will gegen den Diphtheriebazillus einen Wall errichten; einen Schutzwall im Blute der gefährdeten Kinder aus Antitoxin, fest und dauerhaft gebunden an ihr arteigenes menschliches Eiweiß; einen unübersteigbaren Wall, der den Bazillus mangels Betätigungsmöglichkeit einfach ausrottet, wie die Pocken in Europa ausgerottet worden sind.

Ein genialer und gleichzeitig folgerichtiger Einfall läßt ihn den rechten Weg beschreiten: er stellt sich eine Mischung von sehr starkem Diphtheriegift und Gegengift her, doch so, daß die Mischung einen geringen Gift-

überschuß enthält. Damit impft er Meerschweinchen. Er sagt sich: Jetzt muß im Blut der Tierchen ein Kampf anheben, ein Kampf zwischen Toxin und Antitoxin; zugleich muß das überschüssige Gift die natürlichen Abwehrkräfte des Blutes zur Bildung von Gegengift anregen, wobei das mitdargereichte Antitoxin hilft, aber zur Bildung von Gegengift, das an arteigenes Meerschweincheneiweiß gebunden ist.

Der Gedanke bestätigt sich als zutreffend. Seine Versuche erhärten es, Hunderte, Tausende von Versuchen, zu denen die unbeirrbar Zähigkeit und Geduld eines vom Enderfolg felsenfest Überzeugten gehören. Schließlich kann er mit der Methode Meerschweinchen gegen Diphtheriegift derart gefeit machen, daß sie eine Giftosis ohne Schädigung vertragen, die 800 — achthundert — unbehandelte Meerschweinchen nach vier bis fünf Tagen unweigerlich töten würde. Er nennt das neue Präparat „Diphtherieschutzmittel TA“, weil es aus einer Mischung von Toxin und Antitoxin besteht. Er hat die aktive Immunisierung geschaffen, aktiv, weil sie unter tätiger Mitwirkung lebendiger Körperteile zustande kommt. In welchem Grade wird sie sich am Menschen bewähren?

*

Unter dem 18. April 1913 meldet die Presse aus Wiesbaden: „Der letzte Tag des Kongresses für Innere Medizin, an dem sonst das Interesse erheblich abflaut, zeigte diesmal einen Höhepunkt. Bei den heutigen Beratungen trat Exzellenz von Behring in alter Frische auf und berichtete von einem neuen Schutzmittel TA, bestehend aus einem Gemisch von Diphtheriegift und Gegengift. Mit diesem Mittel sind bereits Menschen prophylaktisch behandelt worden. Dabei zeigte sich erstens das Mittel als völlig unschädlich, zweitens das Auftreten eines wirklichen Schutzes der Geimpften, die alle diphtheriefrei blieben.“ — Und ausführlich werden die Reden einer Reihe bekannter Kinderärzte aus Krankenhäusern Berlins, Danzigs, Hamburgs, Marburgs und Wiesbadens wiedergegeben, die das „TA“ bereits erprobt haben und glänzend begutachten.

Und der Entdecker und Erfinder selbst betont: „Das Ziel, welches ich mit der Einführung des TA-Mittels verfolge, ist höher gesteckt, als dasjenige, welches wir mit dem Heilserum erreicht haben. Dieses hat zwar die Zahl der Sterbefälle wesentlich verringert; die Diphtherie-Erkrankungsfälle sind jedoch inzwischen bei uns und in anderen Ländern eher noch im Ansteigen begriffen. Was ich von dem neuen Mittel hoffen darf, ist nun die Abnahme der Diphtherie-Erkrankungen auf einen so niedrigen Stand, daß nur noch vereinzelt richtige und lebensgefährliche Diphtheriefälle zu beobachten sein werden. Allerdings bezweifele ich, daß ich die Erfüllung dieser Hoffnung noch erleben werde; ich hege aber keinen Zweifel daran, daß von den zirka 100 000 Diphtherie-Erkrankungen, welche im Deutschen Reich jährlich die Familien in Unruhe und Sorge versetzen, nach spätestens zwei Jahrzehnten nur noch wie von einer schwer glaublichen Legende gesprochen werden wird.“ —

Nehmt alles nur in allem: Behrings Prophezeiung ist Tatsache geworden. Der Wegweiser Zahl hat es längst bewiesen.

*

Emil von Behrings Lebensuhr neigt ihrem Ende zu. Noch spürt er nichts davon. Da zieht er sich am 1. August 1913 in Bad Nauheim durch einen Unfall den Bruch des linken Oberschenkelhalses zu, der erst nach 18 Tagen, nach anhaltendem Fieber, im Röntgenbild erkannt wird. Trotz sofort vorgenommener Behandlung, trotz wochenlangen Liegens im Streckverband heilt der Bruch nie mehr knöchern aus, vielmehr bleibt eine unnatürliche, weiche Verbindung der Bruchstelle zurück, dazu eine Verkürzung des Beins. Es treten gichtische Erscheinungen und dauernde neuralgische Schmerzen auf. Er wird zu einem auf den Stock angewiesenen, kränkenden Mann.

Noch einmal darf er unerwartet späte Vaterfreuden am prächtigen Gedeihen seines sechsten Söhnchens Otto genießen; er kostet sie aus wie ein seltenes Geschenk Gottes. Noch erlebt er am 15. März 1914 seinen 60. Geburtstag. Und der Weltruhm Emil von Behrings, Ehrenmitglied von 35 wissenschaftlichen Körperschaften dreier

Erdteile, strahlt an dem Tage einen Glanz in sein Heim, dessen sich ein König nicht hätte zu schämen brauchen. Körbe von Briefen und Telegrammen, von Fürstlichkeiten und Diplomaten, von Gelehrten der verschiedensten Sparten, von Freunden und unbekanntem Verehrern, sie alle sprechen ihm Segenswünsche und Dank aus, oft überschwenglichen Dank für die Forschergrößen seines reichen Schaffens. Er wird zum Ehrenbürger der Stadt Marburg ernannt. Seine Bildnisbüste wird — zu seinen Lebzeiten! — an der Stätte seiner Tätigkeit als Hochschullehrer aufgestellt. Er wird gefeiert, wie er es sich niemals erträumt hatte.

Im Mai desselben Jahres erlebt er die Vergrößerung seines „Behringwerks“ durch Umwandlung in die „Behringwerke G. m. b. H.“ und als Folge den spürbaren Aufschwung seiner industriellen Gründung. Dann bricht im August der Weltkrieg aus. Schwer trägt er an dem Zerreißen der internationalen Bande von Wissenschaftler zu Wissenschaftler, von Forschungsstelle zu Forschungsstelle. Aber als Deutscher steht er seinen Mann an seinem Platz. Voll Stolz erlebt er die großartige Bewährung des Tetanus-Heilserums, das ungezählte verwundete Soldaten vor dem qualvollen Wundstarrkrampftode bewahrt. Unter dem Dutzend in- und ausländischen Orden, die er besaß, hat er keine Auszeichnung höher gewertet, als das Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Bande, das ihm der Oberste Kriegsherr Oktober 1915 „in Würdigung der Bedeutung dieser Leistung für die Kriegsführung“ verleiht.

Mit demselben Stolz, berechtigtem Stolz, erlebt er den 25. Jahrestag der Entdeckung seines Diphtherie- und Tetanus-Serums, zu dem eine Behring-Medaille geprägt wird, auf der einen Seite sein Reliefporträt, auf der anderen über einer symbolischen Darstellung mütterlichen Schmerzes die Umschrift zeigend: „25 Jahre Serum-Therapie 4. Dezember 1890 — 4. Dezember 1915.“ — Und schließlich sieht er mit andersartigem Stolz, mit dem Stolz des Vaters, der einmal Offizier gewesen, zwei seiner Söhne als Kriegsfreiwillige ins Feld ziehen. Der eine von ihnen, Bernhard, hat später im letzten Kriegsjahr den Soldatentod sterben müssen.

Aber das erlebt Emil von Behring nicht mehr. Im September 1916 wirft ihn sein leidender Zustand, vergrößert durch eine an sich geringfügige Abszeßoperation, auf sein letztes Krankenlager. Nur mit Anstrengung vermag er sich noch hin und wieder aufzuraffen, einige Stunden im Kreise der Familie zu verbringen; meist liegt er zu Bett oder auf einem Sofa. Nur seine Frau, Schwester Luise Plincker als Pflegerin und der ihn behandelnde Kollege haben Zutritt. Dieser, Dr. Georg Magnus geheißen, heute Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik von München, damals Privatdozent in Marburg und Assistent des im Felde stehenden Geheimrats Friedrich König, hat für sich längere Aufzeichnungen über die Zeitspanne niedergeschrieben, in der er den Forscher täglich gesehen hat, Aufzeichnungen, die niemand ohne tiefe Erschütterung lesen kann. Er sagt darin: „Mir sind diese Monate und die Erinnerung daran ein reicher Besitz. War es auch nur der Abendschein dieses großen Lebens, den ich sah, so war es doch genug, um einen Begriff zu geben vom Glanz und Schimmer seiner Persönlichkeit.“

Dr. Magnus erzählt, wie Behring während der Krankheit wieder oft von seelischer Niedergeschlagenheit geplagt wurde und wie er, Magnus, nicht selten mit fast aufreibender Dialektik dagegen ankämpfen mußte. „Als er mich eines Tages mit seinem Pessimismus wiederum arg bedrängte, fiel es mir ein, ihm das Wort aus dem ‚Faust‘ entgegenzuhalten, daß der erlöst werden könne, „... wer immer strebend sich bemüht““. Er wurde sehr nachdenklich und sagte nach einer Pause ganz schlicht: „Und das habe ich wohl getan.““

Zum Schluß schreibt Dr. Magnus: „Behring fühlte den Tod sehr deutlich kommen. Er hat sich nicht vor ihm gefürchtet, aber auch nichts getan, um ihn zu beschleunigen. Als mir am 28. März 1917 eine Tochter geboren wurde, sagte er: „Da kommt ein junges Leben und hier geht ein altes.““ Am nächsten Tage gratulierte er mir mit guten und herzlichen Worten, doch schien er mir verändert. Abends trat Fieber und leichte Benommenheit auf. Professor von Bergmann*) wurde gerufen, stellte

*) Prof. Gustav von Bergmann, Sohn des Geheimrats Ernst von Bergmann.

eine Lungenentzündung fest und nahm die Sache sehr ernst. Am 30. März hatte sich der Zustand weiter verschlimmert, so daß Bergmann in der folgenden Nacht bei ihm blieb. Am 31. März 1917 früh um 8 Uhr ist Behring dann ruhig eingeschlafen. In seinem Arbeitszimmer vor seinem Schreibtisch wurde er aufgebahrt. Der Tod hatte alle Kampfspuren auf seinem Gesicht gelöscht und ihm friedliche, fast heitere Züge gegeben.

„Am 4. April wurde Behrings Leiche zu dem Mausoleum gebracht, das er sich bei Lebzeiten auf eigenem Grund und Boden erbaut hatte. Ein sanfter Wiesenhang, umrahmt von schönem Wald, mit dem Blick in blaue Fernen, die Stadt verdeckt durch die Ränder des Tales, und über dem Ganzen ein großer Friede, — so hatte er sich seine Ruhestelle ausgesucht. Dahin ging nun ein Trauerzug, wie ihn Marburg wohl noch niemals gesehen hatte; ein Symbol, wie das alte Reich einen großen Toten zu Grabe trug. Es war ein herber Vorfrühlingstag, windverweht, mit eiligen Wolkenschatten, Stücken blauen Himmels und dem ersten hellen Sonnenschein des Jahres. Oben betteteten sie zur Ruhe, was von Emil von Behring sterblich war.“ —

XVII.

Zwei Briefe mögen diese Blätter beschließen. Den einen schrieb ein Soldat, den anderen eine Mutter. Der erste, an Frau Else von Behring einst gerichtet, lautete:

„Ausb. (Hess.) Batl. 15. Inf. Reg.
Kommandeur.

Marburg (Lahn), den 18. März 1929.

Sehr verehrte gnädige Frau!

„Erst aus der Presse habe ich von der Feier, die am 15. März anlässlich des 75. Geburtstages des Forschers Emil von Behring an seiner letzten Ruhestätte stattgefunden hat, erfahren. Ich wäre sonst sehr gern zu der Feier gekommen, weil es mir ein Herzensbedürfnis ge-

wesen wäre, auszudrücken, zu wie hohem Danke gerade wir Soldaten Ihrem verstorbenen Herrn Gemahl verpflichtet sind. Wären doch ohne die Tetanusimpfungen im Weltkriege Hunderttausende mehr zugrunde gegangen. Und weiß ich doch selbst die Segnung der Tetanus-spritze zu schätzen, die mir nach 7 Verwundungen mindestens einige Male das Leben gerettet hat.

„Indem ich Ihnen, sehr verehrte Exzellenz, in Gedanken die Hand drücke, bitte ich, auf diesem Wege des großen Toten gedenken zu dürfen.

„In solchem Gedenken bin ich mit der Versicherung meiner Verehrung

Euer Exzellenz

sehr ergebener (gez. Unterschrift)“

Der zweite Brief wurde in unseren Tagen an die Schriftleitung einer deutschen Zeitung gerichtet, als sich um die Wende November/Dezember 1940 die wissenschaftlichen Vertreter von 23 Nationen rüsteten, zum Goldenen Jubiläum der Blutserum-Therapie dem Genius ihres Schöpfers in Marburg an der Lahn zu huldigen. Er lautet:

„Werter Herr Doktor!

In der Zeitung habe ich vor paar Tagen über Behring gelesen. Da fiel mir ein: meine Mutter hatte immer auf ihrem Nachttisch die Photographie eines Mannes mit spitzem Bart stehen, der seinen Namenszug drunter geschrieben hatte. Das Bild hat mir meine Mutter oft gezeigt — ich kann gar nicht sagen, wie oft! — und hat dabei gesagt: „„Das ist der Doktor Behring. Dem verdankst du, daß du lebst. Sonst lägest du schon lange auf dem kleinen Friedhof zu Hause beim Großvater in Wustrow!““

„Später, als Mutter starb, ist das Bild leider plötzlich verschwunden, und ich habe nicht mehr an die Geschichte gedacht. Nach Jahr und Tag habe ich geheiratet und bekam vier goldige Kinder. Da habe ich es gelernt, wie eine Mutter zittert, wenn der Arzt sagt: „„Diphtherie!““ Dann hat er die Spritze genommen, und ich habe gebetet.

Dreimal hat die Spritze bei meinen Kindern helfen müssen. Ich werde die Nächte nie und nie vergessen. Da fiel mir auch der Doktor Behring wieder ein. Aber ich hatte ja kein Bild mehr von ihm und konnte auch keins kriegen, denn ich bin nur eine einfache Frau.

„Jetzt hat die Zeitung ein Bild von Professor Behring gedruckt. Ich habe es ausgeschnitten und aufgeklebt und aufgehängt. Meine Kinder sollen immer wissen, wer der Professor Behring war. Wenn ich seine Kinder kennen würde, müßte ich sie auf die Stirn küssen, wie eine alte Mutter ihren Sohn küßt.

„Entschuldigen Sie den langen Brief, Herr Doktor. Aber ich meine, so werden viele Mütter fühlen. Und ich meine, daß sich aus den Herzen aller Mütter ein aufrichtiger, warmer, dankbarer Wunsch erhebt.“ —

*

Ein kleiner, schlichter Gedanke sei dem noch hinzugefügt: Ob als Kind, ob als Soldat, — auch Du dankst ihm vielleicht Dein Leben! —

E N D E

den 25^{ten} Februar 1895

Lieber Werricke!

Von Frankfurt über Paris nach Cannes
 von dort nach Rom u. Genua, nach
 Nizza u. Monte Carlo fahr ich immer
 fort meine Dampfschwärze mit
 gepflanztem Obst tropfen für die
 meine Pläne genau zu bestimmen
 mein Brief geht gewöhnlich, jetzt
 ist aber bei mir nicht der gewöhnliche
 größere solbische sein von den
 fremden Gewässern unabhängig
 Kapselungsumgekreuzt
 Das ist der eigentliche Zweck
 der sind auf dem Dampfer
 Teraklen auf fremden Land

NACHWORT

In den Behring-Werken zu Marburg an der Lahn befindet sich das Behring-Archiv, zusammengetragen und seitdem betreut, geleitet von Dr. med. Frhr. A. v. Engelhardt. Das Archiv bewahrt die gesamte wissenschaftliche Hinterlassenschaft Emil von Behrings auf. In mehr als 140 Arbeiten aus seiner überzeugenden, nimmermüden Feder — Aufsätze, Vorträge, kleinere Druckschriften und umfangreiche Werke — ist sein großes Wollen und sein genialer Geist lebendig geblieben. Fast lebendiger noch in seinen dort gehüteten Tagebüchern, Entwürfen, Manuskripten, unveröffentlichten wie veröffentlichten, und vielen Briefen an Freunde, an Forscher und Kollegen, an namhafte Zeitgenossen, wie in noch mehr Briefen umgekehrter Richtung an ihn.

Nach diesen Unterlagen, ergänzt durch die wissenschaftliche Monographie „Behring, Gestalt und Werk“ von H. Zeiß und R. Bieling, nach mündlichen Mitteilungen von einigen seiner Verwandten und von Männern, die Behring persönlich gekannt haben, insbesondere nach den Erinnerungen von Professor Dr. Arthur Binz, Berlin-Grünwald, Sohn des Geheimrats Carl Binz, Bonn, und endlich nach Auskünften des Heeresarchivs in Potsdam entstand mir ein Bild des Menschen und Forschers Emil von Behring, aus dessen schicksalsvollem Weg ich einige Stationen in diesem Büchlein festzuhalten versucht habe. Wenn es einen Hauch der Persönlichkeit und des überragenden Genius seines Helden vermittelt, will ich zufrieden sein.

All den vorgenannten Helfern, die meine Arbeit uneigennützig und liebenswürdig gefördert haben, in erster Linie dem Behring-Archiv und seinem Leiter, spreche ich hiermit meinen herzlichsten Dank dafür aus. Ich weiß,

sie taten es in dem Bestreben, beizutragen, daß einer der bedeutendsten ärztlichen Wohltäter der Menschheit dem Bewußtsein unseres Volkes näher gerückt werde. —

Eine Unterlassung wäre es, in dem Zusammenhang nicht ebenfalls der eindrucksvollen Marburger Behring-Tage vom 4.—6. Dezember 1940 zu gedenken, die aus Anlaß des Goldenen Jubiläums der Blutserum-Therapie „dem großen Arzt und Forscher“ gewidmet waren. In Festreden und Fachvorträgen haben damals die Vertreter von Deutschland und von 23 Nationen aus drei Erdteilen dem Lebenswerk Emil von Behrings gehuldigt. Seinem gesamten Lebenswerk, auch dem Teilgebiet, auf dem er geirrt und nicht den Lorbeer des Sieges erstritten hat, seinem heroischen Ringen mit der Tuberkulose.

Einer dieser Redner prägte die Worte: „Auch die Irrtümer eines genialen Forschers haben ihre Verdienste; sie rufen die Sachverständigen von allen Seiten auf den Plan, und so hat die Lehre Behrings (sc. über Tuberkulose) eine Summe von Aufklärung über strittige oder bis dahin nicht einmal beachtete Fragen gebracht... Aber selbst in seinen Irrtümern steckt Größe.“

Das gilt — *cum grano salis* — für die beiden berühmten medizinischen Forscher des vergangenen Jahrhunderts, die beide um die Lösung des Tuberkulose-Problems verbissen gerungen haben und aus der Geschichte der Tuberkulose-Forschung nie mehr wegzudenken sind, für Robert Koch und Emil von Behring. Daß sie zu Gegnern über der Frage geworden sind, hat sich für die Zukunft nur als fruchtbar erwiesen. Doch wie der eine, Robert Koch, Lehrer und Vorbild des anderen, durch seine bahnbrechenden Entdeckungen überhaupt erst die Wege und Möglichkeiten zur Bekämpfung jeder Infektionskrankheit, der Tuberkulose, der Diphtherie, des Tetanus und wie sie heißen, gerodet und geebnet hat, dadurch unsterblichen Ruhm gewinnend, so wird der Name jenes anderen, der Name Emil von Behrings, trotz seines Fehlschlags bei der Tuberkulose durch die Äonen leuchten als „Retter der Kinder und Soldaten“.

Oswald Gerhardt.

Köln a/Rh., im Oktober 1941.

Im Rahmen der „Bücher deutscher Kultur“ liegt bereits vor:

LUDWIG ENGLERT
P A R A C E L S U S
Mensch und Arzt

geb. 1,65 RM

*

In Kürze erscheinen:

ALFRED BURGARTZ
D E R M U S I K E R D E R L I E B E
Ein Buch für Mozartfreunde

geb. 1,65 RM

*

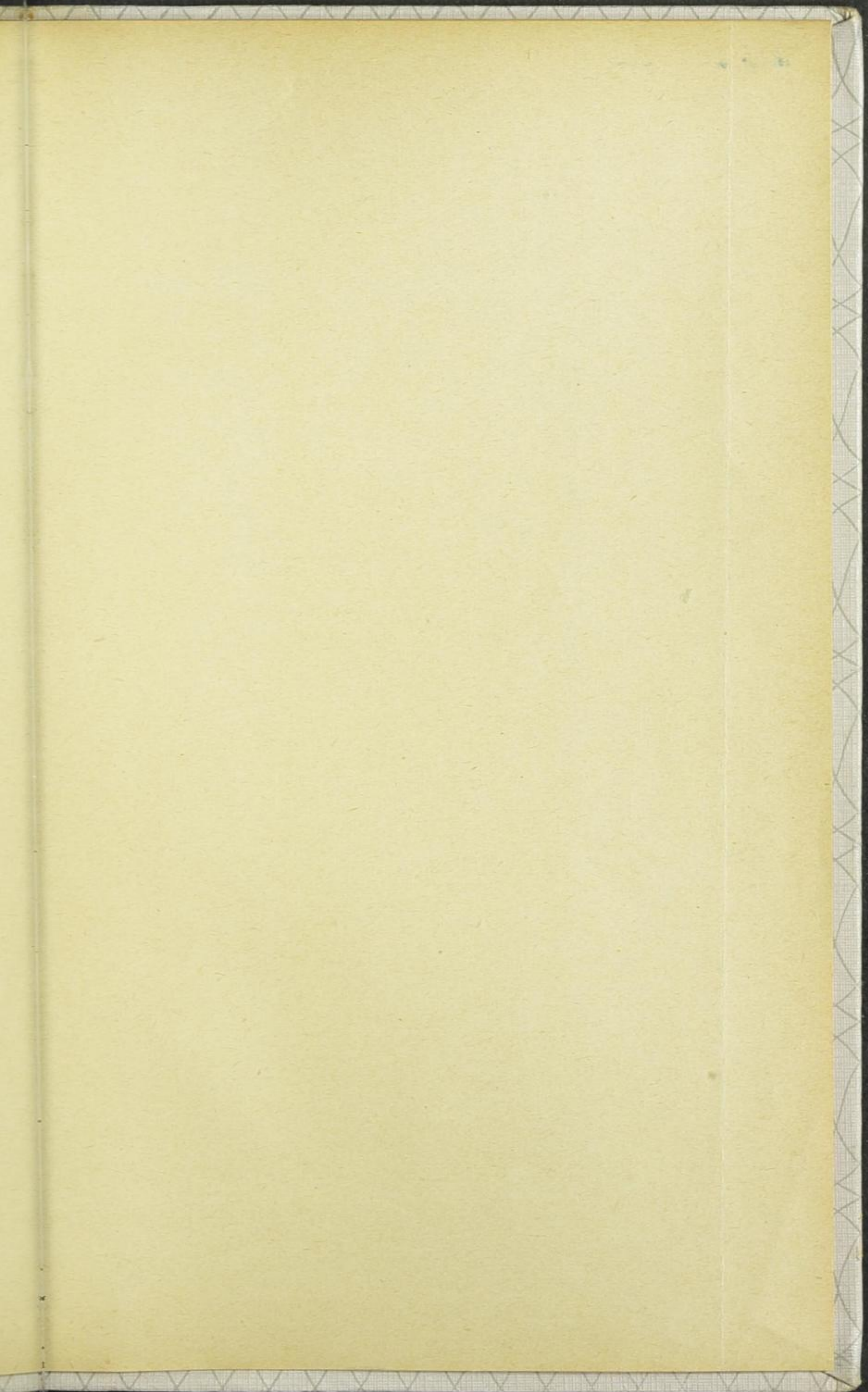
HANS DOMINIK
G E B A L L T E K R A F T
Werner von Siemens' Dynamo-Maschine
leitet ein neues Zeitalter ein

geb. 1,65 RM

*

Diese Bücher liefert Ihnen jede Buchhandlung

WILHELM LIMPERT-VERLAG • BERLIN SW 68



10 Jan. 1500

X

Geschenk von: *Wille. Limpert, Verlag
Berlin*

Preis:

AK-Hinw.

Fach

1 Gesch. d. Medizin

Hfwr.

Bio K *Behring, Ernt von
Erfinder des Diphtherieserums
geb. 1854, gest. 1917.*

Bild K

SWK

*Ärzte (die: d. 19. 20. Jhd:
z. v. Behring)*

X

Mag.-Stdnr.

15. 8° 4728

zu:

GHKL Sonder-Aufst.

~~Ausl.-V.~~

zu:

24 a. VIII. 39. 100 000.

